

Martin Schmeiser

Verlaufsformen des intergenerationellen sozialen Abstiegs in Akademikerfamilien

Eine Typologie*

In der Mobilitätsforschung untersucht man zum einen intragenerationelle Mobilitätsprozesse. Man interessiert sich etwa für den ‚Taxifahrer Dr. phil.‘, der im Vergleich zu seinen übrigen Kommilitonen keine statusaffine Berufsposition erreicht und statt Verlagslektor oder Feuilletonredakteur lediglich Taxifahrer geworden ist. Es lassen sich aber nicht nur Veränderungen in der Rangposition innerhalb einer Generation betrachten, sondern es kann auch ein Vergleich verschiedener Generationen unternommen werden. Wird die berufliche Position einer Person mit der Position ihrer Eltern verglichen, so wird von intergenerationeller Mobilität gesprochen. In dem vorliegenden Untersuchungsvorhaben war intergenerationeller sozialer Abstieg von Interesse. Im Mittelpunkt des Projekts stand die Frage danach, was passiert, wenn der Sohn eines Rechtsanwalts ‚nur‘ kaufmännischer Angestellter oder Krankenpfleger wird, anstatt wie die Eltern nach dem Abitur und einem Hochschulstudium wiederum einen akademischen Beruf zu ergreifen, und also Jurist, Mediziner, Volkswirt oder Ingenieur zu werden.

Gegenstand der im Folgenden zusammengefassten Untersuchung (Schmeiser 2003) waren Nachkommen akademischer Familien. Und zwar Nachkommen, die in eine niedrigere Schichtposition als ihre Eltern gelangten, da sie einen weniger qualifizierten Bildungsabschluss respektive eine weniger voraussetzungsvolle Berufsausbildung als ihre Eltern verwirklicht hatten. Diese Absteiger aus Akademikerfamilien waren deshalb ein interessanter Untersuchungsgegenstand, weil das Phänomen des Abstiegs zwar weit verbreitet ist, aber das Thema des Scheiterns in der soziologischen Forschung genauso gemieden wird wie im Alltag.

Die Forschungslücke war der Anlass, zusammen mit Studierenden in der Deutschschweiz 1998/99 lebensgeschichtliche Interviews mit Absteigern und Absteigerinnen aus Akademikerfamilien durchzuführen, und dabei zu ermitteln, welche Verlaufsformen des Abstiegs überhaupt vorkommen, und welche Konsequenzen ein Abstieg für die Betroffenen zeitigt.

* Für Walter M. Sprondel. Für Anregungen und Kritik danke ich Karl Ulrich Mayer, den Herausgebern der Zeitschrift und den Gutachtern.

1 Das Ausmaß der intergenerationellen Abstiegsmobilität in Akademikerfamilien

Wer etwas über intergenerationellen sozialen Abstieg in Erfahrung bringen will, kann auf quantitative Untersuchungen sozialer Auf- und Abstiege zurückgreifen, in denen die Berufspositionen der Elterngeneration mit den von der Kindergeneration erreichten Berufsstellungen verglichen werden. Um eine anschauliche Vorstellung über das Ausmaß des intergenerationellen Abstiegs zu erhalten, bieten sich Mobilitätstabellen an, welche die Berufspositionen der Eltern- und Kindergeneration in einem bestimmten Lebensalter erfassen. Nach einer neueren, 1991 durchgeführten Repräsentativuntersuchung der Schweizer Bevölkerung ist die Abstiegsmobilität nicht unerheblich.

Wird die vorgenommene Einordnung nach Aufstieg (+), Statusreproduktion (=) und Abstieg (-) übernommen, ergibt die Gesamtschau, dass die Statusreproduktionsquote der einzelnen Kategorien meistens um die 50 Prozent herum liegt. Sichtbar wird ferner, dass die Abstiegsquoten in den oberen Herkunftskategorien am größten und in den unteren Statusgruppen am kleinsten sind. Nachkommen aus den oberen Herkunftskategorien sind im Vergleich zu den unteren Herkunftskategorien zunehmend mit einem möglichen sozialen Abstieg konfrontiert.

Liegt die Abstiegswahrscheinlichkeit für Nachkommen von „qualifizierten Angestellten“ und „qualifizierten Arbeitern“ bei etwa 15 Prozent, so steigt sie bei den Söhnen und Töchtern der Kategorie „intermediäre Berufe“ auf fast 30 Prozent an, um dann schließlich bei den Nachkommen der obersten drei Gruppen einen Höchstwert zu erreichen:

Dies betrifft die erste Zeile der Tabelle (1), welche die Prozentwerte für die Söhne und Töchter erfasst, deren Eltern im „obersten Management“ (Unternehmer mit mindestens 26 Beschäftigten, Direktoren, Bundesräte, Regierungsräte und Stadtpräsidenten) und den „freien Berufen“ (selbständig tätige Architekten, Anwälte, Ingenieure und Ärzte) tätig sind. Geht man hier davon aus, dass auch noch das Einmünden in die Sparte „akademische Berufe und oberes Kader“ eine intergenerationelle Statusreproduktion darstellt, dann ergibt sich, dass 60 Prozent den Herkunftstatus halten konnten, während 40 Prozent in die Kategorien „intermediäre Berufe“ oder „qualifizierte Arbeiter und Angestellte“ abgestiegen sind. (Als intermediäre Berufe gelten in der Schweiz Berufe mit einer längeren Berufsausbildung als einer Lehre, aber noch keinem Hochschulstudium; darunter zählen angestellte Physiotherapeuten, Sozialhelfer, Animatoren, Bürochefs, Bereichsleiter, Werkmeister und Poliere; vgl. zur Kategoriebildung der Schweizer Volkszählung Joye/Schuler/Meier 1996: 68ff.)

Tabelle 1: Intergenerationelle soziale Mobilität: Sozio-professionelle Kategorie: der Eltern- und Kindergeneration im Alter von jeweils 45 Jahren

		Kindergeneration						Total	
		Oberstes Manag./freie Berufe	Akad. Berufe/oberes Kader	Andere Selbstständige	Intermediäre Berufe	qualif. Angestellte	qualif. Arbeiter	Unqualifizierte	% (N)
Elterngeneration	Ob. Management /freie Berufe	17.4	42.9	0.0	22.6	0.0	17.2	0.0	100.0 (14)
	Akad. Berufe/oberes Kader	5.5	50.6	0.0	24.7	15.1	4.0	0.0	100.0 (25)
	Andere Selbständ.	1.1	10.1	26.2	20.6	11.9	11.0	19.1	100.0 (158)
	Intermed. Berufe	0.0	19.9	9.9	42.7	23.0	2.2	2.2	100.0 (45)
	Qualifizierte Angestellte	0.6	5.3	6.7	26.7	24.4	20.8	15.4	100.0 (37)
	Qualifizierte Arbeiter	0.5	9.0	11.2	18.1	28.8	15.8	16.6	100.0 (52)
	Unqualifizierte	1.9	3.6	9.5	12.1	35.4	6.6	31.0	100.0 (154)
	Total	1.8	13.5	15.4	22.6	19.7	10.7	16.2	100.0 (485)

Erläuterung: Die Mobilitätstabelle erfasst bei der Elterngeneration die sozio-professionelle Kategorie des „Haushaltsvorstands.“ Der Einfachheit halber kann im folgenden von einer herkömmlichen Erfassung des Vaterberufs ausgegangen werden, da die Kriterien zur Bestimmung der Referenzperson des Haushaltsvorstands so zugeschnitten waren, dass bei mehr als drei Viertel der Fälle die Väterberufe erfasst wurden (vgl. Joye/Schuler/Meier 1996: 56). Zusätzlich zur Angabe der Prozentwerte wird gleichzeitig eine Einstufung nach Aufstieg (+), Statusreproduktion (=) und Abstieg (-) vorgenommen. Welche Berufspositionen im einzelnen jeweils durch die sozio-professionellen Kategorien erfasst werden, lässt sich der Kategorienbeschreibung von Joye/Schuler/Meier (1996: 68-84) entnehmen. Die Daten stammen aus Levy/Joye/Guye/Kaufmann (1997a: 253). Die Zahlen enthalten geringfügige Rundungsfehler.

Die zweite Zeile „akademische Berufe und oberes Kader“ erfasst die Nachkommen der in den großen Schweizer Industrien angestellten Ingenieure, der Lehrer mit Hochschulabschluss und derjenigen Angestellten mit Entscheidungsbefugnissen und Fachwissen, die in einem Unternehmen neben dem Unternehmensleiter in leitender Funktion tätig sind. Es fällt erneut auf, dass nur etwas mehr als die Hälfte der Söhne und Töchter den Herkunftsstatus halten oder verbessern konnten, während über 40 Prozent abgestiegen sind.

Dieselbe Abstiegsquote ergibt sich auch für die dritte Zeile der Söhne und Töchter von „anderen Selbständigen“ (Nachkommen von Landwirten, Handwerkern, selbständigen Geschäftsinhabern, Kaufleuten und selbständigen Künstlern).

Insoweit gerade in den akademischen Qualifikationskarrieren die Erlangung einer Vollposition erst lebensgeschichtlich spät erfolgt, ist die von Levy et al. durchgeführte Untersuchung zwar die aussagekräftigste, weil die erlangte Berufsposition im Alter von 45 Jahren erfasst wird, womit relativ abgeschlossene Karriereverläufe erfasst werden. Von Nachteil ist jedoch, dass gerade die akademisch bestimmten oberen sozio-professionellen Herkunftsgruppen zahlenmäßig sehr schwach besetzt sind. Ein Blick auf andere Untersuchungen lässt je-

doch erkennen, dass für die oberen sozio-professionellen Kategorien von einer nicht unerheblichen Abstiegswahrscheinlichkeit auszugehen ist: Girod befragte 1970 Frauen und Männer der Geburtsjahrgänge 1942/43 im Kanton Genf nach dem erreichten Status zum Untersuchungszeitpunkt (27. und 28. Lebensjahr); für die Nachkommen von Vätern in der höchsten Kategorie „Cadres et dirigeants“ (N=87) ergibt sich hier, dass 48 Prozent wieder in dieselbe Kategorie gelangten, während 52 Prozent in die Kategorien Handwerker, Kaufleute, Angestellte und Arbeiter abgestiegen waren (1977: 80). In seiner Auswertung der deutschen Mikrozensus-Zusatzerhebung (1971) von zum Zeitpunkt der Befragung 31 bis 40 Jahre alten Söhnen (Geburtsjahrgänge 1931 bis 1940) hat Mayer darauf hingewiesen, dass „fast die Hälfte der Kinder aus der oberen Mittelschicht mit einem beruflichen und sozialen Abstieg rechnen müssen“ (1977a: 192). Neuere Zahlen zur intergenerationellen Abstiegsmobilität in der Bundesrepublik Deutschland enthält eine Untersuchung von Berger (1996), die auf einem Längsschnittdatensatz des Sozio-ökonomischen Panels von mehr als 4000 Personen beruht. Bei den Nachkommen der freiberuflich tätigen Akademiker und sonstigen Selbständigen wird hier ein Maximalwert erreicht, was das Einmünden in die Positionen ausführende Angestellte, qualifizierte Arbeiter und ungelernte Arbeiter anbelangt. Und zwar ergibt sich bei den Söhnen eine Abstiegsquote von 57 Prozent und bei den Töchtern eine Quote von 59 Prozent (1996: 180f., 173, 85f.). Dass Berger so hohe Abstiegsquoten ermittelt ist jedoch nicht weiter verwunderlich, da er die erste berufliche Stellung der Söhne und Töchter ermittelt, und damit noch nicht abgeschlossene Berufsverläufe erfasst hat. Nach der Kenntnisnahme dieser Untersuchungen lässt sich davon ausgehen, dass die Ausgangsthese einer bei etwa 40 Prozent liegenden Abstiegswahrscheinlichkeit für die Nachkommen aus Akademikerfamilien zutrifft.¹

1 Damit wird ein zurückhaltender Schätzwert angenommen. Es ist wichtig zu sehen, dass keine der Untersuchungen unproblematisch ist, und sich nur in der Zusammenschau aller Befunde ein einigermaßen verlässliches Bild ergibt. Die in Tabellenform dargestellte Untersuchung nimmt mit dem Messzeitpunkt „Berufstätigkeit im Alter von 45 Jahren“ die für die Fragestellung verlässlichste Messung vor, während die anderen Studien zu früheren Alterszeitpunkten messen. Mangelhaft bei der ersten Untersuchung sind jedoch die ungenügende Zellenbesetzung, das Kriterium „Haushaltsvorstand“ bei der Erfassung der Elterngeneration, sowie die Tatsache, dass nicht zwischen Söhnen und Töchtern getrennt wurde. Erst die letztgenannte Untersuchung trennt Söhne und Töchter, doch hat diese Studie den Nachteil, durch den Messzeitpunkt „Ersteintrittsberuf“ soziologisch wenig aussagekräftig zu sein. Geht man davon aus, dass Töchter häufig gegenüber der Position des Vaters, aber nicht unbedingt gegenüber der Position der Mutter absteigen, dann gibt keine der vier Untersuchungen Auskunft über diesen Sachverhalt, da immer der Vaterberuf der Bezugspunkt war. In allen vier Studien fehlt die Kategorie „Nicht-Erwerbstätigkeit“, woraus zu schließen ist, dass bei der Töchtergeneration im Falle einer Tätigkeit als Hausfrau die zuletzt innegehabte Berufsposition erfasst wurde. Unterschiedlich sind bei den Untersuchungen ferner die beruflichen Kategorienbildungen. Während die Ausgangstabelle mit den vorbildlichen sozio-professionellen Kategorien der Schweizer Statistik arbeitet, sind die Klassifikationen der deutschen Untersuchungen soziologisch nicht so aussagekräftig (vgl. Schultheis et al. 1996). Das Problem divergenter sozio-professioneller Kategorisierungen, der unterschiedlichen Messzeitpunkte (45.; 27. und 28.; 31. bis 40.

Nimmt man diese Schätzgröße als Ausgangspunkt, dann ist wichtig zu sehen, dass sich diese Abstiege nicht gleichmäßig auf alle möglichen sozio-professionellen Kategorien unterhalb der akademischen Herkunftskategorie verteilen. Es existieren vielmehr „class boundaries“ (Blau/Duncan 1967: 58ff.), die zwar Aufstieg und Statusreproduktion erlauben, jedoch keinen extremen Abstieg. Bei Nachkommen von Akademikern ist das Ausmaß der Abstiegsmobilität nach unten durch eine mentale Mobilitätsbarriere begrenzt (vgl. Mayer 1977b). Geht man die vier genannten Untersuchungen unter dem Gesichtspunkt der Existenz einer Mobilitätsbarriere nochmals durch, und differenziert dabei zwischen extremen Abstiegen (Abstieg in die Kategorie Unqualifizierte resp. ungelernte Arbeiter), leichten Abstiegen (lediglich Abstieg in die nächstuntere Kategorie), und nicht unerheblichen Abstiegen (Abstieg in die zweit- und drittunterste Kategorie etc.), dann liegt folgende Schlussfolgerung nahe: Zwar halten sich leichte wie nicht unerhebliche Abstiege in etwa die Waage, doch sind extreme, in die Deklassierung führende Abstiege selten. Ähnlich gelagert hat auch Mayer für Arzt- und Rechtsanwaltssöhne nachgewiesen, dass bei ihnen die Linie zwischen manuellen und nicht-manuellen Berufen die „absolute Mobilitätsbarriere nach unten“ darstellt (1977b: 477). So wie Weber bei der Erörterung der ständischen Lage darauf hingewiesen hat, dass mit ihr eine „Perhorreszierung bestimmter Erwerbsarten“ einhergeht (1922: 179), muss auch für die Herkunft aus einer Akademikerfamilie davon ausgegangen werden, dass bestimmte Formen einer nicht statusaffinen Berufsausübung verpönt sind. Die faktische Existenz der Mobilitätsbarriere nach unten kann als Ausdruck davon betrachtet werden, dass die familiären Erwartungen an Statuserhalt und Aufstieg so hoch sind, dass Abstieg nicht erlaubt und vorgesehen ist.

Lebensjahr; Ersteintrittsberuf), die nur einmal verwirklichte Trennung der Geschlechter, und der in allen Untersuchungen fehlende Zusatzreferenzpunkt „(zuletzt innegehabte) Berufsposition der Mutter“ zeigen hinlänglich, wie schwierig die Angabe einer quantitativen Schätzgröße für Abstieg ist. Als Ausgangspunkt für weiterführende Überlegungen bleibt die Angabe eines Schätzwerts allerdings unverzichtbar. Im Übrigen sollte man nicht von einer Zu- oder Abnahme der Abstiegsmobilität im Zeitablauf ausgehen; entsprechende Versuche für die Schweiz, Werte für einzelne Kohorten herauszurechnen, ergeben keine nennenswerten Schwankungen im Zeitablauf (vgl. Levy/Joye/Kaufmann 1997b: 478ff.). Mit aus diesem Grund und wegen der kleinen Fallzahl wird im Folgenden nicht angestrebt, die Ebene gesellschaftlicher Entwicklungen mit ihren Folgen für einen Generationenvergleich zu thematisieren. Den Einwand, dass für die Elterngeneration die Chance zu studieren relativ gering gewesen, aber die Berufskarrierchancen relativ hoch waren, während für die untersuchte Generation eine hohe Studienchance und eine geringe Berufschance charakteristisch sei, halte ich für nicht überzeugend. Es mögen heute in Deutschland viele ‚irgendwas‘ studieren können, richtet man den Blick aber auf das Problem einer Statusreproduktion mit dem Grenzfall Berufsvererbung, dann sieht der Sachverhalt für die heutige Generation qua Numerus clausus ganz anders aus. Ein zusätzliches Problem ist, dass man deutsche Verhältnisse nicht umstandslos auf die Schweiz mit ihrer moderaten Bildungsexpansion und niedrigen Arbeitslosenquote übertragen sollte.

2 Der Forschungsstand

Zwar hat die Mobilitätsforschung in den letzten vierzig Jahren eine beachtliche Entwicklung durchlaufen, die von der Anlage einfacher Mobilitätstabellen (vgl. Mayer 1975), zum Einsatz immer raffinierterer statistischer Verfahren im individualistischen Erklärungsansatz der Statuserwerbsforschung (vgl. Herz 1983: 202ff.; Hopf 1992: 29ff.), im strukturalistischen Programm des Statuszuweisungsparadigmas (vgl. Bornschiefer 1991: 17; Berger 1996: 163f.) und schließlich der quantitativen Lebensverlaufsforschung (vgl. Mayer 1987: 57f.) geführt hat. In diesen Forschungsarbeiten kam es jedoch – von einigen Ausnahmen abgesehen – nicht zu einer gesonderten Thematisierung des intergenerationellen Abstiegs (vgl. für weitere Überblicke zur Entwicklung der Mobilitätsforschung ferner Ganzeboom/Treiman/Ultee 1991; Hradil 1999: 373ff. und Müller 1992: 90ff.). Wer nach Literatur über intergenerationellen Abstieg sucht, und zu diesem Zweck in den wichtigsten sozialwissenschaftlichen Zeitschriften der letzten vierzig Jahre recherchiert, der findet neben einem frühen Aufsatz von Wilensky/Edwards (1959) über den Wandel der politischen Einstellungen von Absteigern, lediglich noch eine Erhebung, welche zu belegen sucht, dass die intergenerationale ‚Berufsvererbung‘ in Scheidungsfamilien im Vergleich zu jenen in intakten Familien abgeschwächt ist (Biblarz/Raftery 1993).

An qualitativen Studien, in denen Abstieg thematisch ist, existiert Anselm Strauß' ‚Contexts of Social Mobility‘ (1971). Daneben haben Barbara Ehrenreich in ihrer Studie ‚Fear of Falling‘ (1989) und Pierre Bourdieu und andere in ihrer Untersuchung ‚Kapital und Bildungskapital. Reproduktionsstrategien im sozialen Wandel‘ (1973) erste theoretische Beiträge zur Durchdringung des Problems des intergenerationellen sozialen Abstiegs verfasst. Während für intragenerationelle Mobilitätsprozesse die Forschungslage besser zu sein scheint (vgl. Buchmann et al. 1996; Doehlemann 1996; Klein 1987; Newman 1999), gilt für intergenerationellen Abstieg hingegen: Wie Abstiege erfahren werden, welche Verlaufsformen existieren und welche Konsequenzen Abwärtsmobilität hat, dies ist ‚weitgehend unerforscht‘ (Hradil 1999: 397).

Diese Daten- und Wissenslücke mag daher rühren, dass Mobilitätsforschung immer zugleich auch Ungleichheitsforschung ist. Insoweit sind die Forscher auf das Wahrnehmungsparadigma schichttypischer Unterschiede in den Lebenschancen eingestellt. Wer weiß, dass Lebenserwartung, Krankheitsverhalten, Delinquenzraten und Bildungschancen schichtspezifisch variieren, sucht bei der Betrachtung von Mobilitätstabellen in den oberen Herkunftskategorien zunächst nach der Bestätigung seiner nüchternen Sicht der Sozialwelt. Und da eine Statusreproduktionsquote von 60 Prozent ins Auge sticht, wird die ja nicht falsche Grundüberzeugung gefestigt, dass mit dem sozial vorteilhaften Zufall der Geburt auch bevorzugte Startnummern für das spätere Hindernisrennen um geachtete gesellschaftliche Positionen vergeben worden sind. Mit einer solchen bestätigenden Wahrnehmung besteht jedoch zugleich auch kein Anlass mehr, der gleichermaßen existenten Abstiegswahrscheinlichkeit von 40 Prozent eine gesteigerte und problematisierende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Für die Ungleichheits- und Mobilitätsforschung scheint demnach ein unausgesproche-

nes Privilegienparadigma konstitutiv zu sein, wenn sie den Blick auf die oberen Herkunftsgruppen richtet (vgl. als Ausnahme Mayer 1977a: 204).

3 Das Reproduktionsdilemma von Akademikerfamilien

Wie lässt sich die nicht unerhebliche Abstiegsquote in den oberen sozio-professionellen Kategorien erklären? Intergenerationeller Staterhalt kann nicht als unmittelbare Übertragung einer gesellschaftlichen Position von ihrem Inhaber auf einen von ihm selbst bestimmten Erben begriffen werden, da die Schule und die Institutionen der eigentlichen Berufsausbildung in einem, wie Parsons sagen würde, „echten Selektionsprozess“ (1959: 164) nach Maßgabe der erbrachten Leistungen der Auszubildenden an der beruflichen Platzierung mitwirken. Geht man davon aus, dass heute die Möglichkeit eines Staterhalts in allen Sozialschichten vom Urteil der Bildungsinstitutionen abhängig geworden ist, da im Gegensatz zu agrarischen Gesellschaften heute nahezu die gesamte Schulung für das Leben außer Haus geschieht und primär von staatlichen Institutionen geleistet wird, so muss die Möglichkeit des Staterhalts in akademischen Schichten ambivalent eingeschätzt werden. Einerseits lässt sich zwar ganz im herkömmlichen Sinne argumentieren, dass eine Sozialgruppe betrachtet wird, die schon immer von der Selektionsmacht der Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen abhängig war, und die von daher entsprechende familiäre Strategien entwickeln konnte, die schulische Platzierungsmacht abzuschwächen. Gerade bildungsbürgerliche Familien sind also in der Lage, ihren Söhnen und Töchtern in der Primärsozialisation eine entsprechende Bildungsvertrautheit zu vermitteln, so dass diese beim Besuch weiterführender Bildungseinrichtungen im Vergleich zu anderen Gruppen in der Regel größere ‚Profite‘ erzielen können (vgl. für diese Perspektive Bourdieu/Passeron 1964; Bourdieu/Boltanski/Saint Martin 1973; Bourdieu 1979, 1983). Andererseits sollte man dieses Privilegienparadigma jedoch nicht überstrapazieren, da gerade die Nachkommen aus Akademikerfamilien im Vergleich zu Nachkommen anderer Sozialgruppen im Falle eines angestrebten Staterhalts der Selektionsmacht der Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen am längsten ausgesetzt sind. Statusreproduktion setzt demnach hier das Meistern einer langwierigen Ausbildungsprozedur voraus, wobei sich das Erlangen der Selbständigkeit in den anspruchsvollsten akademischen Berufen bis in die Lebensmitte hinziehen kann. Barbara Ehrenreich drückt das Dilemma von Akademikerfamilien mit folgenden Worten aus: „Es ist eine Sache, Kinder zu haben, und eine andere, (...) Kinder zu haben, die diszipliniert genug sein werden, die ersten 20 oder 30 Jahre ihres Lebens der Überwindung der Ausbildungshürden zu widmen, die vor einer bürgerlichen Karriere stehen“ (1989: 83f.).

Unabhängig davon, ob der durch wöchentliche Klassenarbeiten und alljährliche Versetzungsfragen bestimmte Schulalltag betrachtet wird, oder der durch

Bewältigung eines großen Stoffpensums und einige Zwischenprüfungen gekennzeichnete Studienalltag, oder schließlich die eigentlichen ‚Lehrlings- und Gesellenjahre‘ künftiger Akademiker mit ihrer spannungsvollen Gleichzeitigkeit von Erwachsenenstatus und noch vorenthaltener beruflicher Vollmitgliedschaft – in allen drei Phasen liegt es nahe, den intergenerationellen Statuserhalt von Akademikernachkommen als voraussetzungsvoll zu begreifen. Das Ausbildungsprozedere ist entsprechend leistungsintensiv ausgestaltet, und der Weg zur akademischen Existenz erfordert entsprechende Eigeninitiative und Motivation, ein nicht unbeträchtliches Maß an Selbstdisziplin sowie die immer wieder demonstrierte Fähigkeit zum Gratifikationsaufschub.

Für Akademikerfamilien ist es demnach schwierig, den Herkunftsstatus zu reproduzieren bzw. ist für sie ein Reproduktionsdilemma charakteristisch: Zwar sind gerade Söhne und Töchter aus akademischen Herkunftsfamilien wie keine andere Gruppe dazu in der Lage, aufgrund eines schon früh und unmerklich vonstatten gehenden Vertrautwerdens mit Bildung im Kreis der Familie die Verfolgung einer sehr voraussetzungsvollen Qualifikationskarriere als ‚selbstverständlich‘ zu erfahren. Sie haben zudem bei der Verfolgung einer anspruchsvollen Bildungs- und Berufskarriere den unwägbaren Vorteil, leichter die Anerkennung von ihresgleichen zu erlangen oder auf Empfehlungen und Beziehungen zurückgreifen zu können. Und nicht zuletzt sind gerade die Eltern dieser Herkunftsgruppen fähig, ihren Kindern ein Studium oder eine längere Ausbildung zu finanzieren (vgl. zu dieser Aufzählung Ehrenreich 1989: 83f.). Gleichzeitig gilt jedoch auch, dass dieser ‚Gelassenheit‘ in Fragen einer möglichen späteren Situierung die nüchterne, statistisch belegte Tatsache entgegensteht, dass sie im Vergleich zu den anderen sozio-professionellen Kategorien am meisten zu verlieren haben. Mit den Nachkommen von Akademikerfamilien liegt demnach ein exemplarischer Fall vor, da gerade in dieser Gruppe intergenerationaler Abstieg prägnant in Erscheinung tritt. Von den interviewten zwanzig Personen berichten die meisten (80 Prozent) von Schulschwierigkeiten (mehrmals Sitzenbleiben, Versetzungsgefährdung, erhebliche Schwächen in den Kernfächern), womit die gerade entwickelte These vom Reproduktionsdilemma der Akademikerfamilien eine erste Bestätigung erfährt. Wie die nachfolgenden Fallanalysen zeigen, spielen Bewährungsprobleme in schulischen Kontexten immer wieder eine Rolle. Berücksichtigt man zudem die bei der Diskussion der Mobilitätstabelle entwickelte These, dass die Existenz der Mobilitätsbarriere nach unten ein Ausdruck davon ist, dass in Akademikerfamilien zwar Statusreproduktion und Aufstieg erlaubt, Abstieg aber verboten ist, dann steht ferner zu erwarten, dass sich der Einfluss der familiären Aufstiegserwartungen auch bei der Untersuchung der absteigenden Lebensverläufe zeigt. In den Lebensverläufen müssten sich die hohen Aufstiegserwartungen in Gestalt des Verleugnens, Verzögerns und des Verdrängens des bevorstehenden Abstiegs nachweisen lassen.

4 Methodisch-methodologische Fragen

a) Das Untersuchungsvorhaben

Um Interviewpartner zu gewinnen, schied eine Zeitungsannonce mit der Überschrift „Absteiger gesucht“ aus. Es bot sich jedoch der Weg an, nach entsprechenden Personen aus dem ehemaligen und entfernteren Bekanntenkreis der Studierenden zu suchen, das Forschungsprojekt war also auf die Gewinnung von möglichen Gesprächspartner durch ‚Hörensagen‘ angewiesen. Dieses Angewiesensein gestaltete die Erhebung des Fallmaterials entsprechend schwierig, und es setzte die Bereitschaft voraus, auch Interviews zu führen, die sich nachher als nicht brauchbar erwiesen. So wurden 1998/99 zusammen mit Studierenden 30 lebensgeschichtliche Interviews durchgeführt, von denen es sich bei 20 Gesprächen um Interviews mit Absteigerinnen und Absteigern handelt.

Bei der Durchführung der Gespräche wurde das Thema sozialer Abstieg im Interviewverlauf nur dann zur Sprache gebracht, wenn die interviewte Person es selbst erwähnte – entsprechend vorsichtig war auch die Kontaktaufnahme zuvor angebahnt worden. Thematisch war in der Eingangsfrage lediglich, dass die betroffene Person einen anderen Beruf als die Eltern ergriffen habe, und wir uns dafür interessieren, wie es dazu gekommen sei. Danach wurde die Person aufgefordert, ihre Lebensgeschichte im Rahmen eines offenen Interviews frei, ohne Fragen und Unterbrechungen seitens der Interviewer zu erzählen. Rückfragen wurden erst nach Abschluss der Rahmenerzählung gestellt.

Das Geschlechterverhältnis ist bei den 20 Interviews ausgewogen (9 Männer, 11 Frauen). Entlang der Generationenzugehörigkeit ist die Verteilung in etwa gedrittelt: Sechs Personen wurden 1959 oder früher geboren und waren zum Befragungszeitpunkt 41 Jahre oder älter. Ebenfalls sechs Personen kamen in den 1960er Jahren auf die Welt, d.h. sie sind zwischen 31 und 40 Jahre alt. 30 Jahre alt oder jünger sind acht in den 1970er Jahren geborene Personen. Gemessen am Vaterberuf stammt der überwiegende Teil der Interviewten aus einer akademischen Herkunftskategorie (15 Fälle), wobei Söhne und Töchter aus Arztfamilien überwiegen (8 Fälle) und andere akademische Berufstätigkeiten mit abnehmender Häufigkeit vertreten sind (Lehrer, Pfarrer, Architekt, Maschinenbauingenieur). Mit Nachkommen aus der Oberschicht konnten nur zwei Interviews realisiert werden, nämlich mit der Tochter eines Versicherungsdirektors und der Tochter eines aus dem Landadel stammenden Juristen. Die hohe Zahl von Interviews mit Söhnen und Töchtern aus Arztfamilien ergab sich im Laufe der nicht immer einfachen Suche nach Interviewpartner ungeplant. Geht man davon aus, dass man mit den Arztfamilien sowohl Angehörige einer statusbewussten Gruppe von Akademikern hat, wie auch eine Gruppe, in der die Statusreproduktion besonders schwierig ist – ein Arzt kann eine Praxis nur einem Nachkommen vererben, der die Hürden des Numerus clausus fürs Medizinstudium mit einem exzellenten Abitur gemeistert hat –, dann beschäftigt man sich mit einer Gruppe, in der das Reproduktionsdilemma von Akademikerfamilien in idealtypischer Reinheit zum Ausdruck kommt.

Die vollständig transkribierten, in der Regel eineinhalbstündigen Interviews wurden mit dem Vierersschritt Agenda-Anamnese-Interpretation-Typenbildung ausgewertet, was im Folgenden kurz dargestellt werden soll:

b) Biographische Agenda

Der erste Schritt der Auswertung besteht im Erstellen einer biographischen Agenda. Darunter lässt sich eine Art Ereigniskalender des Falles verstehen. Auf der linken Spalte werden beginnend mit der Nennung von Geburtsjahr und Geburtsmonat alle Folgejahre chronologisch aufgelistet. Diese Jahreschronologie wird ergänzt durch eine zweite durchgehende Spalte der Altersangaben nach Jahr und Monat. Und in einer dritten Spalte werden dann die leeren Seiten der biographischen Agenda sukzessive aufgefüllt. Das heißt konkret, dass das Interview Absatz für Absatz durchgegangen wird, um eine möglichst lückenlose Chronologie der Lebensereignisse des Falles zu erhalten. Auch alle Angaben, die der Fall über seine Herkunftsfamilie macht, werden hier eingetragen, egal, ob das nun einen Stellenwechsel des Vaters betrifft oder Angaben über die Entwicklung der Geschwister. Man erhält so ein zwar zunächst unhandliches und wenig überschaubares Gebilde, aber man erschließt damit den Bedingungsraum der biographischen Entwicklung des Falles möglichst vollständig.

c) Die biographische Anamnese

In einem zweiten Schritt folgt das Erstellen einer sogenannten biographischen Anamnese. Entscheidend ist für eine Anamnese zunächst, dass sie den gesamten äußeren Lebenslauf möglichst vollständig darstellt. Zudem werden alle geäußerten subjektiven Absichten, Pläne und schulischen und beruflichen Ambitionen dargestellt. Diese Anamnesen sind so umfassend und vollständig wie möglich anzufertigen. Wichtig ist aber nicht nur perspektivische Vollständigkeit sondern auch, dass sie in der Sprache des Falles gehalten sind. Es werden immer die Worte verwendet, die der Fall selbst benutzt. Wissenschaftssprachliche Enthaltsamkeit ist unumgänglich. Das letzte und wichtigste Prinzip der Anamneseerstellung ist schließlich eine strikte chronologische Reorganisation der Lebensgeschichte. Biographische Erzählungen haben sich zwar in irgendeiner Form einem chronologischen Erzählprinzip zu fügen, doch gibt es in der Erzählpraxis zahlreiche Möglichkeiten, entsprechende Sachverhalte nur beiläufig zu erwähnen oder bei der Schilderung späterer Gegebenheiten einzuflechten. Dieses Tatsachenumplatzen findet sich häufig. Eine Anamnese bemüht sich, es rückgängig zu machen, so schwierig und zeitintensiv ein solches Vorgehen auch immer ist. Macht man sich diese Arbeit, so erhält man Werdeganganamnesen, in denen die genuin zeitliche Ordnung des Lebenslaufs prägnant hervortritt. Damit ist die Anamnese das Rückgrat, ohne welche das ganze Unternehmen der Untersuchung von Lebensverläufen nicht erfolgversprechend zu bewerkstelligen

ist. Zudem zwingt die Rechronologisierung zur systematischen Kenntnisnahme von faktenleeren und faktenarmen Zonen des narrativen Interviews.

d) Interpretation von Lebensgeschichten

Interviewtranskript, biographische Agenda und biographische Anamnese sind die Arbeitsgrundlagen, auf die bei der Interpretation der Lebensgeschichte ständig zurückgegriffen wird. Dabei hat die Anamnese zum einen die Funktion, die in der qualitativen Forschung immer wieder auftauchende Darstellungsproblematik von Fällen zu lösen. Zum anderen ist die Anamnese deshalb zentral, weil die Lebensläufe und Lebensverläufe in ihrem So-und-nicht-anders-Gewordensein selbst interessieren.

Wie wird die Lebensgeschichte nun interpretiert? Wenn man sich weniger für Deutungsmuster als für faktische Lebensverläufe interessiert, benötigt man das Hilfsmittel der Anamnese, welche die sequentielle Struktur der Lebensgeschichte soweit wie möglich zur Darstellung bringt. Wichtige Fragen sind: „Was kommt zuerst?“ und „Was kommt dann?“, „Wie fängt es an?“ und „Wo hört es auf?“, oder „Wie gestaltet sich der Übergang von diesem zum nächsten Punkt?“ Grundlegend ist bei der Interpretation der faktischen Lebensgeschichte, den Lebensverlauf des Falles als einen inneren Kausalzusammenhang zu betrachten. Die späteren Ereignisse werden aus Bedingungen, Entscheidungen und Erfahrungen der voraufgegangenen Lebensgeschichte entstanden verstanden (vgl. Mayer 1990: 11). Es darf nicht vom Endzustand her die Genese erklärt werden, sondern man muss gerade umgekehrt verfahren. Entsprechend ist dann die Anamnese sequentiell, d.h. Schritt für Schritt zu interpretieren. Es ist mit den Ereignissen zum Zeitpunkt t_1 zu beginnen, bevor man zu den Ereignissen bei t_2 und t_3 fortschreitet. Am Anfang steht die Erfassung der lebenspraktischen Ausgangslage des Falles. D.h. nichts anderes als die Formulierung objektiver Möglichkeiten der Entwicklung, die dem Fall aufgrund familiärer, milieutypischer, gruppenspezifischer und gesellschaftlicher Strukturvorgaben offen stehen. Die im Lebenslauf getroffenen Entscheidungen und Folgehandlungen sind auf die Frage hin zu betrachten, ob eine Realisierung der objektiven Möglichkeiten des Handelns und des Lebensentwurfs vorliegt oder nicht. In der Interpretation folgt das hier vorgeschlagene Verfahren somit der Vorgehensweise wie sie die objektive Hermeneutik bei der Interpretation objektiver Sozialdaten verwendet (vgl. Bohler 1994).

e) Typenbildung

Ich lehne mich bei der Typenbildung an Max Weber (1904) und der von Weber stark beeinflussten „Psychopathologie“ von Karl Jaspers (1913) an. Reine Typen werden dabei „als für die Analyse besonders wertvolle und unentbehrliche Grenzfälle (...) [betrachtet], zwischen welchen die sich fast stets in Mischformen auftretende historische Realität bewegt“ (Weber 1922: 578). Im vorliegenden

Material konzentriert man sich auf „klassische Grenzfälle“ (Jaspers 1913: 362f.). Darunter sind jene in der Wirklichkeit selten vorkommenden Fälle zu verstehen, in denen der Typus in maximaler Annäherung und als nahezu reine Gestalt erscheint. In den übrigen Fällen kommt der Typus nicht so allseitig oder lediglich bruchstückhaft zur Erscheinung, da deren Lebensverläufe durch andere, bei der Typenkonstruktion nicht berücksichtigte Zusammenhänge bestimmt werden.

Diese sehr kurzen Ausführungen müssen genügen, da in der vorliegenden Dreiertypologie in Aufsatzform den in der ausführlichen Untersuchung dargelegten Prinzipien (vgl. Schmeiser 2003: 53-72) nicht einfach gefolgt werden kann: Anamnesen, welche in der Regel 15 Seiten umfassen, werden hier auf zwei, drei Seiten reduziert, eine ebenso 15 bis 20 Seiten lange Typenkonstruktion und Schritt für Schritt den einzelnen Stationen der Lebensgeschichte folgende Fallanalyse müssen ebenfalls auf fünf, sechs Seiten kondensiert werden. Wir werden auf den folgenden Seiten der Darstellung des generalisierenden Typus dort mehr Platz einräumen, wo die Entwicklung des Lebensverlaufs unkompliziert verläuft, und dann die Fallanalyse kursorisch halten, während wir bei den umwegreichen, dynamischen Verläufen stärker den Darstellungsschritt der den Einzelstationen folgenden Fallanalyse in den Vordergrund rücken. Auf den folgenden Seiten wird aber zwangsläufig der Eindruck entstehen, dass die Darstellung zu starker Generalisierung neigt, da ich mich aus Platzgründen auf eine stark komprimierte Anamnese und eine ebenfalls gedrängte Typuskonstruktion sowie eine nur kursorische Fallanalyse beschränken muss. Wichtig ist auch zu sehen, dass die Erörterung der Familienverhältnisse immer nachgeordnet wird, um der Gefahr einer vorschnellen Psychologisierung des Gegenstandes zu entgehen, wie dies für gängige Alltagstheorien über Abstieg kennzeichnend ist.

5 Zur Einführung: Gibt es „glückliche“ Absteiger?

Die vorliegende Arbeit geht davon aus, dass die Erwartungen an einen sozialen Statuserhalt im akademischen Herkunftsmilieu sehr groß sind, und dass bei den diskutierten Fällen diese Statushypothek auch durch ein Verzögern, Verdrängen und Verleugnen des Abstiegs im Lebensverlauf sichtbar wird. Dies provoziert in Diskussionen häufig die Frage, ob es denn keine ‚zufriedenen‘ oder ‚glücklichen‘ Absteiger gibt. Im gesamten Fallmaterial der Untersuchung findet sich nur eine Lebensgeschichte, die dem Sachverhalt des ‚Glücklichseins‘ entspricht. Ein kurzes Fallporträt mag helfen, das Problem zu klären, ob es sich bei dieser Person auch um einen genuinen ‚Absteiger‘ handelt:

[Fall Nr. 20] 1Geboren wird Werner A. 1965 als Sohn eines in einer Kleinstadt tätigen Tierarztes. Der Großvater väterlicherseits ist Metzger, die Großmutter kommt aus einer Wirtefamilie. In der Herkunftsfamilie ist der Vater der Jüngste von fünf Geschwistern. Darunter sind drei Schwestern, von denen man nur erfährt, dass sie „gearbeitet“ haben, und ein zehn Jahre älterer Bruder, der die Metzgerei weiterführt. Dadurch, dass der Vater der Jüngste ist, hat er „die Möglichkeit gehabt, ein Studium zu machen.“ Er kann studieren, „weil ihn seine Geschwister portiert [eigentlich: zur Wahl vorschlagen] haben,

und weil er in den Semesterferien arbeiten gegangen ist.“ Die Mutter kommt aus einer Kantonsförsterfamilie, in der die „Zweisprachlichkeit“ gepflegt wird. Sie hat das Lehrentseminar gemacht und auch in einem französischsprachigen Kanton Klassen unterrichtet, später macht sie eine Ausbildung als Laborantin, was einer Arzt-Praxishilfe entspricht. Nach der Praxiseröffnung durch ihren Mann erledigt sie die Büroarbeiten für die Praxis und macht den Haushalt.

2 Werner A. ist der „Älteste von vier Geschwistern“, er hat nur Schwestern. Die ein Jahr später geborene Schwester macht nur die Sekundarschule, sie hat „von Anfang an gewusst, dass sie Krankenschwester werden will.“ Eine vier Jahre jüngere zweite Schwester macht das Gymnasium und danach das „Konservatorium“ und spielt Flöte. Sie gibt Unterricht, „hat das Lehrdiplom gemacht und ist dran, das Konzertdiplom zu machen.“ Die fünf Jahre jüngere und jüngste Schwester beendet gerade ein Studium mit dem Hauptfach Geschichte.

3 Über den Primarschulbesuch berichtet Werner A. nicht, jedoch über die Zeit an der Bezirksschule (1977-1981; 12. bis 16. Lj.), die ihm den Wechsel auf das kantonale Gymnasium erlaubt. Er sagt von sich, „kein Spitzenschüler gewesen“ zu sein, er habe daneben „immer etwas gebosget [ausgeheckt, gemacht]“, er hat sein „Töffli [Mofa] zwanzig mal auseinander genommen und wieder zusammengesetzt“, „irgendetwas ausprobiert“. In den Sommerferien der Bezirksschule (15. Lj.) macht er während der Ferien eine „Schnupperlehre“ in einem Automechanikerbetrieb.

4 Der Wechsel auf das Gymnasium gestaltet sich zunächst schwierig, weil er wegen Platzmangels nicht in dem Gymnasium seiner Wahl unterkommt. In dem ihm zugewiesenen Gymnasium gefällt es ihm dann „nicht.“ Außer in Latein sind die anderen Noten „mehr oder weniger genügend gewesen.“ A. sagt zwar zu Hause, dass es in der Schule „schlecht“ geht, doch die Eltern glauben ihm „nie“, bis dann ein Elternabend die Klärung bringt. Es gibt keinen „ZS [Zusammenschiss]“, aber die Eltern sind „schon ein bisschen duuch [bedrückt].“ Werner A. wird dann wieder für ein halbes Jahr in die Bezirksschule zurückgestuft, er geht „auf eigene Faust schnuppern“ in Betrieben, und er sucht sowohl den kantonalen Berufsberater wie ein privates Berufsberatungsinstitut auf, um Anhaltspunkte für anstehende Ausbildungsentscheidungen zu finden. Er fällt die Entscheidung für den Besuch eines Wirtschaftsgymnasiums, Latein, das ihn interessiert, kann er dort aber nur über ein Freifach belegen. Nach einem halben Jahr Bezirksschule gelingt der Übergang jedoch zuerst nicht, weil ihm der entsprechende Notenschnitt fehlt. Erst nach einer weiteren halbjährigen „Ehrenrunde“ gelingt der Wechsel auf das Wirtschaftsgymnasium, ihm ist „dort wöhler“, die „Luft (tut ihm) sehr gut“ (1982-1985; 17.-20. Lj.). Er macht dort nebenher das kleine Latein, um sich damit „alle Möglichkeiten“ für spätere Studienfächer offen zu halten, und er belegt viele „Freifächer“, so dass er „den dichtgepacktesten Stundenplan der ganzen Klasse hat.“

5 Während der Schulzeit pendelt A. die Woche über zwischen Wohn- und Schulort, im letzten Schuljahr gibt es „zum ersten Mal ein bisschen Krawall daheim“, er hat mit dem Vater „ein bisschen Clinch.“ A. führt diesen Konflikt darauf zurück, dass der Vater 1985 die Praxis aufgibt und eine Anstellung als Stadtveternär annimmt, und dieser Wechsel sei „nicht so leicht wie erwartet“ ausgefallen, er hätte auch eine Umstellung für die Mutter bedeutet, da sie nicht mehr benötigt wurde, und sich dann Arbeit in einem Gewerbebetrieb suchte. Der Vater habe „seine Probleme an der Familie ausgelassen.“ A. nimmt wegen des „Krawalls“ im letzten Schuljahr im Schülerwohnheim des Gymnasiums ein Zimmer. Gegen Ende der Schule hat er das Gefühl, „es könnte halt immer noch etwas Manuelles sein“, und macht eine Schnupperlehre in einer Schreinerei.

6 Nach der Rekrutenschule sucht A. im Sommer 1986 in der französischsprachigen Schweiz eine Lehrstelle als Möbelschreiner. Die Ausbildung dauert aufgrund seiner Vorbildung nur zweieinhalb Jahre, er beendet sie im Juni 1989 (24. Lj.). Über seine Entscheidung zum Handwerk sagt er: „Ich habe gefunden, es gibt genug, die gerade angefangen haben zu studieren, oder was im Sinne gehabt haben. Da brauche es mich nicht auch noch. Es wäre etwas anderes gewesen, wenn ich genau gewusst hätte, was ich will, und das war nicht der Fall. Und aus Verlegenheit ein Studium zu ergreifen, das wollte ich nicht. Ich hatte das Gefühl, wenn ich eher mit dem Handwerk etwas anfangen kann, dann gehe ich halt in diese Richtung.“ Er konnte damals auch nicht sagen, „ob (er) es macht oder nicht“, er wollte es sich „einfach mal anschauen.“ Seine ehemaligen Mitschüler, die er in der Rekrutenschule wieder trifft, wollen „ihm das nicht abnehmen“: „Sie wollten mir das nicht glauben, sie meinten, ich mache einen Jux mit der Schreinerlehre.“ Über die Reaktion des Vaters heißt es: „Nicht, dass er das gerade unterstützt hätte und gefunden hat, das ist eine gute Sache. Er hat nicht portiert, und hat nicht versucht, mir das auszureden. Er könnte gedacht haben, ich käme nach zwei Jahren wieder auf das Studium zurück. Ich habe ihn nach zwei Jahren Stiffti [Lehre] darauf angesprochen und gesagt, ich glaube, es könne ihm nicht in den Hals, dass ich einen anderen Beruf gewählt habe als er, und er hat schwer ... negiert, und gefunden, das könne er seinen Kollegen gegenüber gut vertreten.“

7 Nach Beendigung der Lehre will er ins Ausland, aber es ist schwierig, etwas zu bekommen. Er geht dann ins Tessin, wo er seine spätere Frau kennen lernt.

8 Mitte 1990 (25. Lj.) kehrt Werner A. wieder in die Deutschschweiz zurück und nimmt ein Studium der Wirtschaftswissenschaften in Sankt Gallen auf, das er jedoch nach zwei Monaten wieder abbricht. Es hat ihm „nicht sehr gefallen. (...) ich muss sagen, es hatte interessante Sachen dabei, durchaus nicht unfaszinierend, aber es war nicht so meine Wellenlänge.“ Es sei ihm dort „etwas ein Elite-Stil dressiert worden, der (ihm) nicht zusagte.“ Ihm geht es darum zu wissen, ob er etwas verpasst hat: „Ich wusste, wie eine Lehre ist, aber ... wie ein Hörsaal aussieht, das hatte ich bis anhin nur in den Infoläden mitüberkommen [mitbekommen], aber nie gesehen.“

9 1991 (26. Lj.) hat er im Herkunftskanton des Vaters verschiedene „Stellen“, im Sommer geht er für einen Sprachaufenthalt nach England. 1992 zieht er in den Kanton Bern und macht neben der regulären Berufsarbeit in den nächsten zwei Jahren in Abend- und Wochenendkursen Weiterbildungen. 1993 (29. Lj.) zieht die Freundin nach Bern, 1994 (29. Lj.) kann er die Weiterbildungen abschließen. Ebenfalls 1994 beginnt er die Ausbildung zum Meister, eine eineinhalbjährige Tagesschule, die er im zweiten Anlauf 1995 (30. Lj.) abschließen kann. Dann arbeitet er zwei Jahre an verschiedenen Orten im Herkunftskanton des Vaters. 1997 (32. Lj.) wechselt er die Stelle, und das erste Kind kommt zur Welt. Im Sommer 1998 (33. Lj.) gibt er das Anstellungsverhältnis auf, da er sich zur Selbstständigkeit entschlossen hat. Im Herbst 1998 eröffnet er seinen eigenen Betrieb, einen Einmannbetrieb. 1999 (34. Lj.) kommt das zweite Kind auf die Welt, und seine Frau, eine gelernte Krankenschwester, gibt ihre Stelle auf, um sich der Familie widmen zu können. Heute arbeitet der Vater „bisweilen in (s)einer Bude. Er staunt eigentlich immer wieder, wie genau das sein müsse.“ Manchmal komme der Vater, und sage, „er sei mein Gehilfe, dann muss ich ihm erklären, was ein Mitarbeiter ist.“

10 Befragt nach seinen schulischen Leistungen sagt L. noch kurz, es sei „problemlos gegangen“, und er fügt folgende Geschichte über den Umgang als Schreiner mit akademischen Kunden an: „Ja, wenn manchmal einer, weiß nicht, das ist vielleicht noch herzig, wenn ich mit einem Architekten oder einem Kunden verkehre, und der ist Akademiker und will so ein bisschen den Handwerker abputzen, dann denke ich manchmal, du wärst froh gewesen, hättest du mit meinem Maturazeugnis studieren gehen können.“

Der in die Lehre als Möbelschreiner und dann zur Meisterprüfung und in die berufliche Selbständigkeit führende Lebensweg von Werner A. verläuft sicher nicht vollkommen geradlinig: Da ist zum einem im 16. Lebensjahr die Zurückstufung vom Gymnasium auf die Bezirksschule, ein „Krawall“ mit dem Vater führt im 20. Lebensjahr zum Auszug aus dem Elternhaus, im 25. Lebensjahr folgt ein zweimonatiges Intermezzo als Student der Wirtschaftswissenschaft, und die Meisterprüfung im 30. Lebensjahr schafft er erst im zweiten Anlauf. Aber man wird aus diesen Vorkommnissen schwerlich eine problematische Grundstruktur des Falles herauslesen können, denn der Konflikt mit den Eltern im letzten Gymnasialjahr ist bedingt durch die beruflichen Veränderungen des Vaters [2], die Studienaufnahme ist ein auf zwei Monate befristetes Ausprobieren einer durchaus vorher erwogenen Entwicklungsoption, von der er dann definitiv sagen kann, es sei nicht seine „Wellenlänge“ [8], und auch die Vorkommnisse in Schule und Ausbildung lassen sich nicht als Indikatoren für dauerhafte Schwierigkeiten mit der Leistungserbringung heranziehen, denn auf dem Wirtschaftsgymnasium ist A. derjenige mit dem „*dichtgepacktesten Stundenplan der ganzen Klasse*“ [4], da er aus Interesse heraus die meisten Freifächer belegt, und er kann über seine Abiturzeugnis mit Stolz sagen, manch akademischer Kunde, mit dem er als Schreiner zu tun hat, könnte „*froh*“ sein, wenn er mit diesem Maturazeugnis hätte studieren können [10].

Was den Wechsel des Tierarztsohnes und Abiturienten Werner A. zur Handwerkslehre und in den Schreinerberuf als gelingend erscheinen lässt, ist zunächst die Tatsache, dass man von einer Neigungsentscheidung für einen handwerklichen Beruf ausgehen kann, denn A. ist jemand, der schon in der Jugend immer etwas „*gebosget*“ hat, und der sowohl mit 15, 16 und mit 20 Jahren entsprechende „*Schnupperlehren*“ in Handwerksbetrieben [3, 5] gemacht hat. Sicher ist A. jemand, der von sich sagt, er habe nicht „*genau gewusst, was (er) will*“ [5], aber er hat sich mit dieser Unbestimmtheit immer dahingehend auseinandergesetzt, dass er neben Schnupperlehren auch aktiv mehrmals die Berufsberatung und ein privates Diagnoseinstitut aufgesucht hat [4], um Anhaltspunkte für seine Ausbildungsentscheidungen zu finden.

Es liegt jedoch nicht nur bereits in der Jugend ein ausgeprägtes handwerkliches Interesse bei A. vor, man kann in diesem Fall auch von einer freien Neigungsentscheidung für den handwerklichen Beruf sprechen, da A. sich mit einer sehr guten Matura für diesen Beruf entschieden hat.

Wichtig ist auch, dass der Vater als Tierarzt einen Beruf mit einer handwerklichen Komponente ausübt. Damit liegt kein akademischer Kernberuf vor, was zu einer starken Herausbildung von akademischen Statusreproduktionserwartungen in der Herkunftsfamilie geführt hätte. Interessant ist ferner eine exzeptionelle Aufstiegssituation des Vaters, denn er wird als Sohn eines „*Metzgers*“ schließlich „*Tierarzt*“ und nicht etwa Jurist oder dergleichen, so dass er, wenn auch mit umgekehrtem Vorzeichen, in einer ähnlichen Berufswelt verbleibt. Der Aufstieg selbst, und dies ist entscheidend, ist in der Familie konsensuell verhandelt worden, so wie es für viele mittelständische Familien der Schweiz üblich war, dass bei zwei Söhnen der eine den Handwerksbetrieb oder den Hof übernehmen konnte, während für den anderen als Kompensation ein Studium vorgesehen war, sofern er sich dafür eignete. Auch diese Aufstiegskon-

stellation spricht nicht dafür, dass die väterlichen Statuserwartungen an den Sohn besonders ausgeprägt waren, denn es liegt weder eine kleinbürgerliche Aufstiegskonstellation der regelrechten und problematischen Delegation von Aufstiegsenergien vor, bei denen die Eltern für den Sohn „alles tun“, damit dieser aufsteigt (vgl. Bourdieu 1974: 186), noch liegt die basale Aufstiegskonstellation vor, bei der ein konflikthafter Bruch mit der Herkunftsfamilie gesucht wird, wobei dann nach vollzogenem Aufstieg die verzerrte Vorstellung mentalitätsprägend wird, dass man die erreichte Position nur der eigenen Leistung verdankt (vgl. Schmeiser 1996: 144ff.). Zwar hat der Fall die Vermutung, dem Vater könne es „*nicht in den Hals, dass [der Sohn] einen anderen Beruf gewählt hat [6]*“, doch spricht nichts dafür, dass der Vater der Typus eines nur auf sich selbst bauenden Aufsteigers war, der entsprechend rigide Statusaspirationen gegenüber dem Sohn hegte. Zwar hat er die Berufsentscheidung des Sohnes nicht „*portiert*“, aber er hat auch nicht versucht, ihm dies „*auszureden*“ [6], und alles deutet auf ein jetzt spannungsfreies Verhältnis zum Vater hin [vgl. 9]. Dass Bildungsambitionen in der Familie vorhanden waren, soll damit nicht in Abrede gestellt werden. Dies zeigt sich schon mit Blick auf die Lebenswege der Schwestern [2], aber auch mit Blick auf den Fall selbst, der seine Ausbildung in der französischsprachigen Schweiz macht, und danach in der italienischsprachigen Schweiz arbeitet, bevor er wieder in die Deutschschweiz zurückkehrt [6, 7]. Doch diese Bildungsambitionen gehen offenbar auf die Mutter zurück, die in einer zweisprachigen Familie aufgewachsen ist, und dann auch zunächst in der Romandie Lehrerin war.

Ein Blick auf die von A. erreichte Position macht schließlich deutlich, dass nur ein leichter Abstieg vorliegt. Sicherlich überschreitet Werner A. die für Akademiker bestehende Mobilitätsbarriere zwischen nicht-manuellem und manuellem Beruf, aber, wie bereits angedeutet, die Statuserwartungen sind in seiner Familie nicht so stark ausgeprägt, und zudem hat der Fall eine starke Leistungsorientierung, so dass er nach der Meisterprüfung den Sprung in die Selbständigkeit wagt.

Kommt man auf die Eingangsfrage zurück, ob es ‚glückliche‘ Absteiger gibt, so wird man sicher im vorliegenden Fall von einem ‚glücklichen‘ Menschen sprechen wollen. Mit Blick auf die Aufstiegskonstellation des Vaters und vor allem der Tatsache, dass er keinen akademischen Kernberuf ausübt, wird man jedoch davon ausgehen müssen, dass akademische Statusreproduktionserwartungen in der Herkunftsfamilie nicht idealtypisch rein ausgeprägt waren. Und mit Blick auf die erreichte Selbständigenposition von Werner A. kann man nur von einem leichten Abstieg sprechen. Beide Sachverhalte zusammen in Rechnung gestellt könnte man pointiert formulieren, dass es schwierig sei, überhaupt noch von Abstieg zu sprechen, doch liegt er gleichwohl vor, wenn man an die bemüht neutrale Haltung des Vaters zu dieser Berufsentscheidung denkt, an die von Unverständnis geprägte Reaktion der Mitschüler von Werner A., und daran, dass der Lebensverlauf von Werner selbst von der Irritation geprägt ist, sowohl mehrmals in Schnupperlehren sich im handwerklichen Berufsfeld auszutesten, als auch dem universitären Intermezzo nach vollendeter Lehre, wo dann nach zwei Monaten der Definitiventscheid für den Verbleib im Schreinerberuf fällt.

Nimmt man diesen Fall nun als Kontrastfolie für die kommende Typologie, so ist wichtig zu sehen, dass es vor allem drei Sachverhalte sind, die diesen Fall von den Folgefällen unterscheiden: Erstens sind die milieutypischen, in der Familie verankerten Erwartungen an eine Statusreproduktion im Folgenden stärker ausgeprägt als bei Werner A. Zweitens: Während Werner A. seine sehr gute Matura abgelegt hat, können das die hier vorgestellten Fälle nicht aufweisen, und sie hatten zudem Schwierigkeiten in der Schule. Drittens: Während bei Werner A. eine freie Neigungsentscheidung für den künftigen Beruf vorliegt, ist es bei den nun zu behandelnden Fällen so, dass bereits wegen des schlechten oder zunächst fehlenden Abiturs die Handlungsspielräume und Berufschancen eingeschränkter sind, was einen großen Einfluss auf die Handlungsmotivation nimmt. Dabei darf man die Schulproblematik der Fälle respektive das schlechte Abitur in ihrer Auswirkung auf die biographische Entwicklung der Fälle nicht unterschätzen. Helmut Fend (1997) hat in einer Studie über Aufbau und Verlust von Lernmotivation und Selbstachtung unter Jugendlichen diese Problematik schlaglichtartig beleuchtet, indem er Kinder auf dem Gymnasium, der Real- oder Hauptschule untersuchte, wobei er vier Gruppen gebildet hat, die durch eine Kreuzung mit dem Schulabschluss der Eltern entstanden sind (gelungene Statusreproduktion: die Eltern haben Abitur, die Kinder besuchen das Gymnasium; niederes Niveau der Statusreproduktion: die Eltern haben kein Abitur, die Kinder besuchen kein Gymnasium; Aufstieg: die Eltern haben kein Abitur, die Kinder besuchen ein Gymnasium; Abstieg: die Eltern haben Abitur, die Kinder sind nicht im Gymnasium, sondern in der Haupt- oder Realschule). Für alle vier Gruppen hat Fend nun verfolgt, wie sich vom 6. bis zum 9. Schuljahr Selbstkonzept, Leistung und Noten, Unwohlsein, somatische Belastung und Lebenszufriedenheit entwickeln. Ein Vergleich aller vier Gruppen führt ihn zu dem Schluss, von einer „Dramatik der Situation des sozialen Abstiegs“ zu sprechen: Die Kinder, die nicht wie ihre Eltern das Gymnasium besuchen, haben das negativste Selbstkonzept von allen, sie geben mit fortschreitenden Jahren das schlechteste Leistungsverhalten an, sie fühlen sich von allen Vergleichsgruppen am unwohlsten, und die Entwicklung der somatischen Belastung und der allgemeinen Lebenszufriedenheit ist gravierend, nur in der Akzeptanz durch die Mitschüler zeigen sich keine negativen Werte (1997 280-284; 369f.).² Über-

2 So bestehend die Kreuztabellierung ist, darf sie nicht zu dem Schluss verleiten, dass nur die absteigenden Kinder mit hoher Herkunft einer „Dramatik“ ausgesetzt sind. Im Vergleich aller vier Gruppen gilt das sicherlich, aber es fehlt eine entscheidende fünfte Gruppe: Nämlich Kinder, deren Eltern kein Abitur haben, und die auf die Real- oder Hauptschule gehen, dort aber den Leistungsanforderungen nicht gewachsen sind. Wir werden dem Problem der Kreuztabellierung erneut begegnen. Auch bei der schon behandelten Mobilitätstabelle gilt es zu beachten, dass die Formulierung nicht lautet, die Nachkommen akademischer Familien haben „am meisten“ zu verlieren, sondern: im Vergleich mit den anderen Kategorien haben sie am meisten zu verlieren. Die letzte Kategorie der Tabelle lautet: „Unqualifizierte“, es wird demnach nicht erfasst, ob man Langzeitarbeitsloser, Gefängnisinsasse oder Drogenabhängiger etc. geworden ist. Auch als Sohn oder Tochter eines „Unqualifizierten“ kann man also noch absteigen. Sowohl die Mobilitätstabelle wie die Kreuztabellierung schließen die Ausgeschlossenen bzw. davon bedrohten Personen aus.

tragen auf die hier angezielte Problematik lässt sich sagen, dass sich die nachfolgenden Fälle – ganz analog zu diesem Befund – gegenüber Werner A. durch eine andersgeartete Handlungsmotivation und Selbstachtung unterscheiden.

Auf den nächsten Seiten wird oft vom „Druck“ gesprochen, „eine herkunftsauffine Berufsposition zu erlangen“, oder es ist von „familiären Statuserwartungen“, „milieutypischen Erwartungen an eine statusaffine Existenzfristung“, der „Angst vor dem Verlust der Zugehörigkeit zum Herkunftsmilieu“ oder von einem „hohem sozio-ökonomischen Herkunftsstatus“ die Rede. Der gerade vorgestellte Fall eignet sich gut, vorab zu klären, was damit gemeint ist: Es wird im Folgenden davon ausgegangen, dass Akademikerfamilien ein Interesse am Statuserhalt und der Statusreproduktion ihrer Nachkommen haben. Sicher steht die Erziehung in den oberen Schichten dem Wert der persönlichen Selbstverwirklichung am positivsten gegenüber. Das sollte aber nicht zu der Vermutung verleiten, dass die Söhne und Töchter von der Erwartung des Erreichens einer statusaffinen Position entbunden sind. Wenn die persönliche Selbstverwirklichung in akademischen Familien so zentral ist, so deshalb, weil durch sanften Druck und vorsichtiges Lenken die Nachkommen darauf vorzubereiten sind, dass sie „denselben langen Weg“ zurückzulegen haben, den die Eltern „selbst einmal gegangen sind“ (Ehrenreich 1989: 84). Diese Erwartungen an eine Statusreproduktion bzw. der Entwicklung zum Äquivalenten hin sind im Fallmaterial nicht dergestalt abgreifbar, dass sie mit Hilfe reich ausgeschmückter Szenen über familiäre Dispute einfach belegt werden können. Es ist eher so, dass sie nicht explizit thematisiert werden, und zwar analog zu dem Bericht einer Tochter aus einer großbürgerlichen Familie, die sagt, in ihrer Familie sei man davon ausgegangen, dass die Töchter „*einmal jemand Rechtes*“, „*einen Akademiker*“ heiraten, dass das aber „*nie ausgesprochen*“ worden sei (Fall Nr. 14 in Schmeiser 2003: 192). Wenn nun von familiären Statuserwartungen die Rede ist, so zielt dies auf milieutypische, in der Familie verankerte Erwartungen an eine statusaffine Existenzfristung, die dadurch zustande kommen, dass beide Elternteile eine akademischen Beruf ausüben, oder wenn nicht beide berufstätig sind, die Ehefrau zumindest aus einem akademischen Herkunftsmilieu stammt. Diese familiären Statuserwartungen können durch die Verwandtschaft noch stärker im Herkunftsmilieu verankert sein, wie etwa bei dem gerade erwähnten Fall, der von den Großeltern väterlicherseits von einer „*grossbürgerlichen Familie*“ spricht: „*alles Akademiker: Ärzte, Juristen ... eigentlich ... viel anderes gibt es nicht*“ (Schmeiser 2003: 191). Man wird davon ausgehen können, dass in solchen Familien- und Verwandtschaftskreisen die Erwartungen an einen Statuserhalt entsprechend stark ausgeformt sind. Dies muss aber nicht heißen, dass sie in rigider Form angesonnen werden, da für derart etablierte Familien eher gilt, dass man mit den statistisch offenkundigen Unwägbarkeiten einer künftigen Statusreproduktion der Nachkommen vertraut ist, und von daher die Söhne und Töchter gelassener in den „*Mobilitätskampf*“ schickt. Weniger Gelassenheit in Statusfragen ist dagegen in Familien zu erwarten, bei denen der Vater oder beide Elternteile als Aufsteiger Neuankömmlinge im akademischen Milieu sind, und welche die Hypothek ihres durch harte Arbeit geprägten Aufstiegs in den Familienalltag hineinbringen, der dann durch eine starke Leistungsorientierung geprägt wird, wengleich das auch bedeuten kann, dass den Nachkommen die-

ser Familie damit gute Distanzierungsmöglichkeiten von einem solchen leistungsintensiven Lebensentwurf geboten sind, was dann aber den Bruch mit der Herkunftsfamilie voraussetzt.

Statuserwartungen sind aber nicht nur in der Familie und Verwandtschaft, sondern auch im Berufsumfeld der Eltern verankert. So antwortet der Vater von Werner A. auf den Vorwurf seines Sohnes, es könne ihm nicht „in den Hals“, dass er Handwerker statt Akademiker geworden sei, mit dem Hinweis, dies „könne er seinen Kollegen gegenüber gut vertreten“ [6].³ Aber nicht nur im Berufsumfeld der Eltern, auch in den Bezugsgruppen der Heranwachsenden sind entsprechende Erwartungen vorhanden. Es ist von daher kein Zufall, wenn Werner A. über das Treffen mit seinen ehemaligen Gymnasialmitschülern sagt, dass alle meinten, er „mache einen Jux mit der Schreinerlehre“ und ihm „das nicht abnehmen“ wollten [6]. Die herkunftsaffine Gleichaltrigengruppe der gymnasialen Mitschüler hatte also dezidierte Vorstellungen darüber, was für eine Berufswahl nach einem Abitur zu folgen hat.

Letztlich lässt sich sogar sagen, dass mit einem hohen sozio-ökonomischen Herkunftsstatus auf einer noch allgemeineren Ebene Status- und Verhaltenserwartungen verbunden sind. Das belegt vielleicht der mir gegenüber von akademischen Kollegen öfter getätigte Hinweis darauf, dass in Schweizer Primarschulen großer Wert darauf gelegt wird, den Kindern dieser Eltern zu signalisieren, dass hier nicht der zugeschriebene Status als ‚Sohn des Doktors‘ oder ‚Tochter des Professors‘ zählt. Wir werden den Begriff hoher sozio-ökonomischer Herkunftsstatus meist im Kontext der Schulbiographie des Falles verwenden, wenn es um das Problem geht, dass der (zugeschriebene) Herkunftsstatus nicht mit den schulischen Leistungen bzw. dem zu erwerbenden Status übereinstimmt, und damit dann das vorliegt, was Parsons (1959) eine „cross pressure“-Situation nennt. Damit meint er, dass ein Schüler mit hohem Herkunftsstatus und geringer schulischer Befähigung entgegengesetzten Einflüssen ausgesetzt ist, während für einen Schüler mit hohem Herkunftsstatus und guter Schulleistung keine spannungsreiche Situation besteht. Wo immer der Begriff hoher sozio-ökonomischer Herkunftsstatus verwendet wird, ist damit die Summe der im Herkunftsmilieu (Herkunftsfamilie, Verwandtschaft, Berufsumfeld, Bekannten- und Freundeskreis der Eltern, herkunftsaffine Gleichaltrigengruppen des betreffenden Heranwachsenden) verankerten Erwartungen an eine statusaffine Existenzfristung gemeint.

3 In der Schweiz kann „Kollege“ sowohl „Freund“ als auch „Arbeitskollege“ bedeuten. Bei Jugendlichen ist die Verwendung im Sinne von „Freund“ indes gebräuchlicher als bei älteren Personen.

6 Verlaufsformen des intergenerationellen sozialen Abstiegs – Eine Typologie

Nach der These⁴ vom Reproduktionsdilemma stellen die hohen Ausbildungshürden einer akademischen Berufskarriere nicht nur für die Außenseiter aus anderen Milieus sondern auch für die Nachkommen der Akademikerfamilien selbst eine Barriere dar. Sollte ferner die These zutreffen, dass in Akademikerfamilien zwar Statusreproduktion und Aufstieg, aber kein Abstieg erlaubt ist, dann müssten die hohen Mobilitätserwartungen des Herkunftsmilieus in den absteigenden Lebensverläufen selbst zum Ausdruck kommen. In der Tat bestätigt die folgende Typologie der Lebensverlaufsmuster das Reproduktionsdilemma und sie kann auch demonstrieren, dass keine geradlinig sich entwickelnden und einfach hingenommenen Abstiege existieren, sondern dass man es vielmehr mit dynamischen und umwegreichen Lebensverläufen zu tun hat, die alle von dem Versuch bestimmt sind, dem Drama der ‚missratenen‘ Söhne und Töchter zu entgehen. Im untersuchten Fallmaterial lassen sich drei Verlaufsmuster des intergenerationellen sozialen Abstiegs differenzieren.⁵

a) Die marginale Positionierung: Weder unten noch oben (Erster Typus)

[Fall Nr. 07] 1Rüdiger V. wird 1964 geboren. Sein Vater wird nach einer Zeit als Assistenzarzt in einem Krankenhaus „Dorfarzt“, er will ursprünglich „noch viel weiter [im Land hinten]“ praktizieren. Der Großvater väterlicherseits ist „Professor für Versicherungsmathematik“, die Großmutter eine „Metzgertochter.“ Die Mutter, sie ist eine Sattlertochter, ist bis zur Geburt des ersten Kindes „Säuglingsschwester“, danach versorgt sie den Haushalt und macht die Patientenrechnungen. Eine nähere Charakterisierung der Mutter fehlt fast vollständig; über den Vater sagt Rüdiger einmal, dass von Anfang an „eigentlich klar gewesen“ sei, dass „er Mediziner wird. Das muss ich sagen, da hat er es eigentlich einfacher gehabt als ich – der nicht so recht gewusst hat, was. (...) Er ist schnurstracks all diese Sachen hoch ... eher auch als fauler Schüler, wie ich eigentlich auch, also das hat er mir mitgegeben. Und er hat aber eben kein Problem gehabt. Und ich denke mir, damals ist diese Ausbildung auch noch ein bisschen anders gelaufen, als sie heute eben läuft im Medizinstudium.“ Es sei in der Zeit des Vaters „locker gegangen.“

-
- 4 Gemeint ist keine vorab formulierte Hypothese und keine andere Fallzahlen voraussetzende Gesetzhypothese, sondern einfach eine Behauptung, von der man überzeugt ist, dass man sie in der Folge am vorliegenden Fallmaterial argumentativ einlösen wird.
 - 5 Einen ursprünglich gebildeten vierten Typus der berufsbiographischen Ambitendenz (Schmeiser 2003: 145-171), dessen Verlauf durch die heterogene soziale Herkunft der Eltern bestimmt wird, lasse ich im Folgenden weg, da man ihn wegen der nicht idealtypisch reinen Ausprägung der Staturerwartungen in der Familie als Derivat betrachten kann.

2 V. hat eine drei Jahre ältere Schwester. Nach der Sekundarschule versucht sie eine Ausbildung als Psychiatrie-Krankenschwester, macht aber nach drei Jahren den Abschluss nicht, sie „hat psychisch sehr starke Probleme“ gehabt. Vor vier Jahren hat sie eine Lehre als Gärtnerin angefangen, womit sie mittlerweile fertig geworden ist.

3 Rüdiger V. besucht „4 Jahre Primarschule, 5 Jahre Sekundarschule“ (1972-1981; 8. bis 17. Lj.). Dort ist er der „Sohn des Doktors“, „wenn (er) etwas Schiefes gemacht hat, dann hat er das zahlen müssen, und die anderen (...) nicht (...)“.

4 Für ihn „ist es ursprünglich eigentlich klar gewesen, den Beruf des Vaters zu erlernen.“ Bei der Aufnahmeprüfung für das Gymnasium steigt er jedoch in den falschen Bus und kommt eine halbe Stunde zu spät, er besteht die Prüfung nicht. Bei einer Berufsberatung wird ihm gesagt, dass das Gymnasium „wahrscheinlich nicht in (seinem) Bereich von den Möglichkeiten“ liegt, er wird es „im Nachhinein beweisen, dass es so nicht gewesen ist.“ Er macht Schnupperwochen als Automechaniker. Als ihm „der erste Öltropfen auf die Haare“ fällt „verzieht“ er das Gesicht, der Chefmechaniker sagt: „Hööh ich glaub, das ist kein Beruf für dich.“ Zwei weitere Schnupperlehren erbringen kein positives Resultat.

5 R. V. geht im November 1981 (17. Lj.) für drei Monate nach Lausanne auf eine Sprachschule. Das ist eine „Zwischenlösung“, doch Französisch „liegt irgendwie nicht in (s)einem Repertoire.“ Er wird später noch einmal in die Romandie gehen, um sich zu „beweisen, dass es (ihn) das erste Mal nicht kaputt gemacht hat.“ Anfang 1982 besucht er eine private Handelsschule, die er drei Jahre später mit dem Abschluss als kaufmännischer Angestellter verlässt. Er hat sich das „nicht unbedingt selber überlegt“, eine Freundin meldet ihn dazu an.

6 Nach Abschluss der Ausbildung zum kaufmännischen Angestellten beginnt R. V. „temporär zu arbeiten.“ Er weiß noch nicht, „in welche Branche er dann gehen will.“ V. hat „etwa 20 verschiedene Jobs“ zwischen 1985 und 1987 (21. bis 23. Lj.) inne.

7 Dann „landet“ er bei einer Sanitärfirma: „Das ist nie, nie, nie der Beruf gewesen. Ich kenne das sowieso nicht, einen Beruf, der mich einfach absolut happy macht.“ V. arbeitet dort bis 1990: „Da habe ich es relativ lange ausgehalten.“

8 Im Dezember 1989 (25. Lj.) wird bei ihm ein Tumor diagnostiziert. V. bleibt mit 50 Prozent in der Sanitärfirma; Operation und Erholungszeit ziehen sich etwa sechs Monate hin. Mitte 1990 (26. Lj.) entschließt sich V. zu einer Reise in die Vereinigten Staaten, drei Monate Sprachschule und drei Monate reisen. Er will „wieder einmal abbrechen. Wieder einmal etwas Neues, wirklich neu anfangen.“

9 Nach der Rückkehr macht er „mit dem vorderen Leben einen Strich darunter.“ Es folgen „drei Jahre steinharte, wunderschöne Y. [Name des Privatgymnasiums].“ V. besucht ab 1991 (27. Lj.) ein Halbtagsgymnasium, er finanziert sich das Gymnasium damit, dass er für den Vater gegen Entlohnung in der Praxis die administrativen Sachen erledigt. Nun wohnt er auch wieder zu Hause.

10 Rüdiger V. schließt 1994 (30. Lj.) das Privatgymnasium für Erwachsene erfolgreich ab. Im selben Jahr immatrikuliert er sich an die Universität in Medizin, er will Chiropraktiker werden. Diesen Befähigungsausweis kann er nur erlangen, wenn er nach einem Jahr in der Schweiz das Propädeutikum in der Medizin ablegt und danach vier Jahre Ausbildung in Kanada oder den USA anschließt. Nebenher fängt er in einem 50 Prozent-Job zu arbeiten an, als „Sekretär in der Chirurgie.“

11 Rüdiger V. scheidet schließlich am ersten Propädeutikum. Zweimal fällt er durch, das dritte Mal „schenkt“ er sich. Er bricht das Studium nach zweieinhalb Jahren ab, und baut seine nebenberufliche Tätigkeit im Spital aus. Zwischen 1996 und 1998 (32. bis 34. Lj.) arbeitet er als Vollangestellter im Spital, wohnt jedoch immer noch bei den Eltern. Zuerst arbeitet er als Kanzleisekretär, nachher als Polikliniksekretär, die letzten neun Monate als Oberarzt-Sekretär. „Nachher habe ich auch dort genug gehabt. (...) Ja, ich bin nicht unglücklich gewesen, dem Spital den Rücken kehren zu können und zu gehen (...)“. „Ich habe gekündigt. Ich habe gekündigt. Freiwillig. Der obere Chef hat keine Freude daran gehabt, aber ich habe Freude daran gehabt. Und jetzt bin ich an der (...)“

12 Im Herbst 1998 (34. Lj.) immatrikuliert er sich an der Fachhochschule für Wirtschaftliche Verwaltung, sein Ziel ist die dreijährige Ausbildung zum Betriebsökonom. Er will „nicht mehr einfach einen Schreibjob haben“, es soll etwas sein, „das was darstellt.“ V. finanziert sich die Ausbildung über „Schulden“, er erhält ein Darlehen seines Vaters, was ihm im Falle eines Erfolgs zum Teil „als vorgezogenes Erbe“ erlassen wird. R. V. empfindet die Situation zum Zeitpunkt des Interviews als „sehr schwierig“, er hat seine „Flügeli [Schwimmflügel] aufgeblasen, und (ist) nicht gewillt unterzugehen.“ Er wohnt zum einen Teil am Wochenende bei den Eltern, und zum anderen in einer Wohngemeinschaft, wo ein „Studierzimmer“ ist. Wie eine erste Nachbefragung ergibt, hat V. die Fachhochschulausbildung Ende 1999 abgebrochen und ist stattdessen auf eine private Ausbildungsinstitution gewechselt, die zum gleichen Abschluss führt. Sein „Fernziel“ ist, im Spitalbereich zu bleiben, und dort im Management oder Personalbereich zu arbeiten. Wie eine weitere Nachbefragung 2003 (39. Lj.) ergibt, hat V. die Ausbildung regulär abgeschlossen, und ist seitdem im mittleren Kader eines großen Schweizer Unternehmens tätig.

13 Befragt nach der Reaktion der Eltern auf seinen Lebensweg antwortet Rüdiger: „Ja. Jaa. Das hat ihm in diesem Sinne nicht so viel ausgemacht, dass ich nicht in seine Fußstapfen getreten bin. Er hätte dies wahrscheinlich gerne gesehen auf eine Art, aber ... ich habe von dieser Art keinen Druck gespürt. Und das hat er auch immer wieder bewiesen und hat mir schon gezeigt, dass ich schon selber schauen darf, wo ich durch will. Ich glaube, da haben beide viel Geduld gehabt. Das haben sie auch gebraucht. Und ... wie viel da halt trotzdem irgendwie Indoktrination ist dabei gewesen, das weiß ich nicht. Mir hat es halt gefallen. Ich bin in der Praxis aufgewachsen. Damals habe ich als Bub können in die Praxis reinlaufen und mit den Patienten plaudern und habe zugeschaut, wie man Blut entnimmt und so weiter. (...) Und das hat mich sicherlich auch in diese Richtung gedrückt gehabt. Aber, ehmmm, es ist nicht so geworden.“

14 Sich selbst bezeichnet V. einmal als „glücklichen Single.“ Zu den „besten Freunden“, die er heute hat, zählt er die „aus der alten Zeit“ der Kindheit und Jugend und jene, die mit ihm das Privatgymnasium besucht haben.

Der gerade vorgestellte Fall präsentiert ein Lebensverlaufsmuster, das durch seine Dynamik im äußeren Karriereverlauf geprägt ist. Soziale Abstufungen werden hier von letztendlich erfolglosen Bemühungen abgelöst, doch noch den Anschluss an das Herkunftsmilieu zu finden. Die Verlaufsgestalt ist die eines Hin- und Herpendelns zwischen Herkunfts- und Abstiegsmilieu: Zunächst gelingt aufgrund schlechter Schulleistungen keine Realisierung einer akademischen Normalbiographie, statt dem Gymnasialbesuch wird der Abstieg in ein nichtakademisches Berufsfeld erzwungen [4]. Erfolgreiche „Schnupperlehren“ in handwerklich-technischen Berufen führen aber zu keiner bindenden Entscheidung, bis sich dann der Besuch einer Handelsschule anschließt, die erfolgreich beendet wird [5]. Die Folgeintegration in das Berufsmilieu des kaufmännischen

Angestellten gelingt zunächst nicht, denn in einem Zeitraum von zwei Jahren wechseln sich 20 verschiedene Temporärjobs ab [6]. In den darauf folgenden drei Jahren hat der Fall zwar eine Festanstellung in einer Sanitärfirma, betont aber eine große innere Distanz zu diesem Beruf [7]. Nach einer schweren Erkrankung und einem anschließenden USA-Aufenthalt bahnt sich dann mit dem erfolgreichen Besuch eines Privatgymnasiums für Erwachsene ein Verlassen des Abstiegsmilieus an [8-9]. Der endgültige Übergang in ein herkunftsauffines Berufsmilieu über eine Ausbildung als Chiropraktiker gelingt jedoch nicht, Medizinstudium und Ausbildung müssen wegen eines erneuten Scheiterns in einer Examenssituation nach zweieinhalb Jahren abgebrochen werden [10-11]. Das medizinische Berufsfeld wird aber in der Folge nicht endgültig verlassen, denn es wird in der horizontalen Dimension der Berufs-Situs bewahrt, da V. als „Sekretär in der Chirurgie“, „Polikliniksekretär“ und „Oberarzt-Sekretär“ arbeitet [11]. Während er sich früher als kaufmännischer Angestellter in der Arbeitsausübung nicht ständig daran zu messen hatte, wie gut oder schlecht er seinen Job ‚als Sohn des praktizierenden Arztes V.‘ bewältigt, gerät er nun in eine prekäre Situation des Vergleichs mit Seinesgleichen und muss sich gesteigert als gescheitert erfahren. Er ist nicht einfach als Arztgehilfe neben Krankenschwestern, Ärzten und Oberärzten tätig, sondern als ‚Arztsohn‘ innerhalb des medizinischen Sektors lediglich jemand, der es nach einem Abitur mit 30 Jahren und einem fehlgeschlagenen Medizinpropädeutikum nur geschafft hat, in der untergeordneten Spitaladministration eine Art männliche ‚Arztgehilfin‘ zu sein. Von daher ist es wenig überraschend, dass V. im Klinikbereich in einem Zeitraum von zwei Jahren fünf wechselnde Jobs innehat, und die wachsende Unzufriedenheit dann in einer biographischen Revolte kulminiert: „Ich habe gekündigt. Ich habe gekündigt“ [11]. Nach der Kündigung wird mit der Immatrikulation an einer Fachhochschule für Wirtschaftliche Verwaltung im Alter von 34 Jahren erneut der schließlich auch gelingende Versuch unternommen, wieder den Anschluss an das Herkunftsmilieu zu finden, wenngleich realistischerweise auf tieferem Niveau [12].

Man kann dieses Hin- und Herpendeln zwischen den Milieus auch eine marginale Positionierung nennen. Robert Ezra Parks „marginal man“ ist eine Person, die auf der Grenze zwischen zwei Kulturen, Gruppen oder Klassen steht, und die weder in die eine noch die andere voll integriert ist (Park 1928: 354). Überträgt man das Konzept der marginalen Persönlichkeit auf die Problematik des sozialen Abstiegs, so hat man es hier mit einem Fall zu tun, der deshalb keine stabile Integration in ein Milieu erreicht, da nach einer Zurückstufung immer neue Anläufe unternommen werden, doch noch den Herkunftsstatus zu erreichen. Bei Rüdiger V. haben die schlechten Schulleistungen zwar objektiv den Abstieg in ein nichtakademisches Berufsfeld erzwungen, aber die schulische Abstufung wurde als Resultat einer ungerechten Behandlung erlebt, womit es zu einem illusionären Festhalten an der Zugehörigkeit zur akademischen Welt und immer wieder erneuten Versuchen kommen konnte, doch noch den Anschluss an das Herkunftsmilieu zu finden.

Eine solche Stilisierung als ungerecht Behandelte deutet Rüdiger V. zunächst mit Blick auf die Schulzeit an, da er sagt, dass er als „Sohn des Doktors“ bei Streichen und entsprechenden Vorkommnissen (eine zerschlagene Seifenschale, eine kaputte Fensterscheibe, ein zerbrochenes Aquarium etc.) die Rech-

nung „bezahlen“ musste, die nichtherkunftsaaffinen Mitschüler jedoch nicht [3]. Auch die Auskunft der Berufsberatung, dass das Gymnasium „wahrscheinlich nicht“ in seinem Möglichkeitsbereich liegt, wird mit den Worten kommentiert, dass er es ihnen „im Nachhinein bewiesen“ hat, dass dem nicht so ist [4]. Und auch nach dem erfolglosen Besuch einer Sprachschule in Lausanne vernimmt man verwundert den Kommentar, er sei später noch einmal in die französischsprachige Schweiz, um sich zu beweisen, dass es ihn „das erste Mal nicht kaputt gemacht“ habe [5]. Und diese drei angeführten Szenen sind nicht die einzigen, die V. während des Interviews erzählt, und die auf eine Wahrnehmung ungerechter Behandlung hindeuten (vgl. Schmeiser 2003: 138f.).

Es ist das Festhalten daran, ungerecht behandelt zu werden bzw. ein externaler Zurechnungsstil, sowie ein schwach ausgeprägter Realitätssinn in der Einschätzung des eigenen Leistungsvermögens, die dazu führen können, dass eine stabile Integration ins Abstiegsmilieu unterbleibt, und die Orientierung an der anspruchsvolleren Berufsausübung beibehalten wird. Wird dann die nächstbeste Gelegenheit ergriffen, das Abstiegsmilieu über neue Qualifikationsschritte zu verlassen, gerät der erneute Versuch, eine akademische Normalbiographie zu verwirklichen, zur Überforderungssituation. Dies geschieht bei V. so während der Chiropraktikerausbildung, was mit dem Abbruch des Medizinstudiums nach zweimaligem Scheitern im Propädeutikum endet [11], und dann beinahe erneut nach der Immatrikulation an der Fachhochschule, wo V. jedoch mit entsprechendem Realitätssinn den Wechsel in eine private Ausbildungsstätte sucht [12], denn diese Ausbildungsstätten haben ihn bisher immer – sowohl die private Handelsschule wie das Privatgymnasium – zum Erfolg geführt.

Kann man nun sagen, dass auf dem Fall eine im Herkunftsmilieu und der Herkunftsfamilie verankerte Hypothek von Statuserwartungen lastete? Rüdiger gibt an, für ihn sei es „ursprünglich eigentlich klar gewesen, den Beruf des Vaters zu erlernen“ [4], die Zerstörung dieser Berufsambition durch die fehlgeschlagene Aufnahme ins Gymnasium im 17. Lebensjahr hatte zunächst drastische Auswirkungen für die Lebensplanung des Falles in den nächsten acht Jahren seines Lebens, die durch drei erfolglose Schnupperlehren, drei erfolgreiche Jahre Handelsschule, 20 Temporärjobs in Zeitarbeitsfirmen und eine längere, aber mit Unzufriedenheit wahrgenommene Festanstellung in einer Sanitärfirma geprägt sind. Erst die ernsthafte Erkrankung im 25. Lebensjahr und der anschließende USA-Aufenthalt führen zu einem Neuanfang und dem Wiederanknüpfen an den akademischen Lebensentwurf, was zum Nachholen des Abiturs und danach zum Beginn der Chiropraktikerausbildung führen wird. Dass diese Umorientierung zunächst mit der mehrmals neu beginnenden Formulierung eingeleitet wird, er wollte „wieder einmal abbrechen. Wieder einmal etwas Neues, wirklich neu anfangen“ [8], macht zum einen schlaglichtartig deutlich, was die Serie der zahllosen Anstellungsverhältnisse in den letzten Jahren war: Nämlich kein motiviert-interessiertes Austesten, „in welche Branche er dann gehen will“ [6], sondern ein Abbruch nach dem anderen. Und das dreimalige Neuansetzen der Formulierung – wieder abbrechen, wieder etwas Neues anfangen, wirklich neu anfangen – macht zum anderen auch klar, wie groß die Angst gewesen sein muss, ob das Neubegonnene wirklich zum Neuanfang gerät, oder nur zur Fortsetzung der alten Praxis des Abbrechens. Die Etappen, die nun in

der Lebensgeschichte folgen, lassen m. E. keinen anderen Schluss zu, als dass ein entsprechend großer Erwartungsdruck in Richtung auf eine herkunftsaffine Existenzfristung auf Rüdiger gelastet hat: Denn trotz fehlgeschlagener Chiropraktikerausbildung und der anschließenden Fehlpositionierung im medizinischen Subalternbereich lässt Rüdiger ja nicht locker, und nimmt mit 34 Jahren ein Fachhochschulstudium zum Betriebsökonomien zunächst mit der Absicht auf, im medizinischen Berufsfeld doch noch eine geachtete Berufsposition [12] zu erlangen.

Der Lebensverlauf ist selbst beredt genug, davon sprechen zu können, dass eine entsprechende Hypothek auf dem Fall lastete, eine herkunftsaffine Berufsposition zu erlangen. Die Schilderung der Familie selbst versorgt uns nicht mit entsprechend reichhaltigen Szenen, mit denen man diese Hypothek noch plastischer darstellen könnte, da der Fall seine äußerst blassen Schilderungen von Vater, Mutter und Schwester trotz mehrmaliger Aufforderung nicht präzisiert hat. Man erfährt nur, dass die Mutter nicht aus einem akademischen Milieu stammt, während der Vater als Professorensohn „Dorfarzt“ [1] wurde. Diese Konstellation könnte man als Abstieg des Vaters werten, was jedoch angesichts der Unwägbarkeiten, die mit dem Erlangen einer Professur verbunden sind, eine überzogene These ist. Interessant ist allerdings die einzige Erwähnung einer Eigenschaft des Vaters, die der Sohn mit sich selbst in Verbindung bringt, nämlich die Charakterisierung als „*eher fauler Schüler*“ [1]. Spannend daran ist, dass diese gemeinsame Eigenschaftszuschreibung bei einem anderen Lebensverlauf des Hin- und Herpendelns durchaus eine Entsprechung findet, hier sagt nämlich ein ebenfalls auf dem Dorf aufgewachsener Primarlehrersohn über sein schulisches Lernen, er habe „*das Gefühl gehabt, er habe es nicht nötig*“, und zieht ebenfalls einen Vergleich zu seinem Vater (Fall Nr. 08 in Schmeiser 2004). Versucht man diese Mentalitätszuschreibung der ‚Faulheit‘ ins Soziologische zu übersetzen, dann lässt sich sagen, dass beide Geschichten von einer starken Verhaftung am zugeschriebenen Herkunftsstatus zeugen, den die kleinräumigen Lebensverhältnisse eines Dorfes gewähren. Man stellt auf einem Dorf als ‚Sohn des Doktors V.‘ mehr dar als der ‚Sohn des Arztes Müller‘ in der Großstadt. Es spricht vieles dafür, bei Rüdiger V. ein starkes Verhaftetsein am zugeschriebenen Herkunftsstatus als fallspezifisch zu erachten, was dann in der Schule und anderen Orten der Leistungserbringung – wie bei dem gerade erwähnten Primarlehrersohn – zu unliebsamen Überraschungen führen musste.

Neben diesem Eingesponnensein in das dörfliche Ansehen, lässt sich zweitens angesichts der immer wieder neu in Angriff genommenen Schritte, doch noch den Anschluss an das Herkunftsmilieu zu finden, von einer fehlenden Möglichkeit sprechen, sich von dem Druck zu distanzieren, wiederum eine herkunftsaffine Berufsposition zu erlangen. Wenn man den Fall nicht einfach als pathologisch klassifizieren will, dann kann man diese Distanzierungserschweren in seiner Stellung als erstgeborener Sohn begründet sehen. In unserem Kulturkreis war bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts für den Erstgeborenen die Erwartung an eine ‚Berufsnachfolge‘ konstitutiv. Rüdiger ist nicht das erstgeborene Kind, er hat eine drei Jahre ältere Schwester –, aber er ist der erstgeborene Sohn, und dabei mag der problembelastete Lebensweg der Schwester [2] das Übrige dazu beigetragen haben, dass V. die Hypothek nicht abschütteln kann, eine statusäquivalente Berufsposition zu ergreifen.

Da nun Rüdiger V. kaum ein Schilderung der Familienmitglieder unternimmt, und man lediglich erfährt, dass die Schwester „psychisch sehr starke Probleme gehabt“ [2] hat, ist man schnell geneigt, angesichts des Schweigens eine problematische Familiensituation zu unterstellen. Es bleibt jedoch letztlich müßig, darüber zu spekulieren. Was sich aber sagen lässt ist, dass die Beziehungen von Rüdiger zu seiner Herkunftsfamilie eng sind, denn immer, wenn er den Versuch unternimmt, eine herkunftsaffine Position zu erreichen, kehrt er wieder ins elterliche Haus zurück, d.h. er nimmt in diesen Phasen wie ein noch richtig abgelöster ‚Jugendlicher‘ vollständigen oder teilweisen Wohnsitz bei den Eltern [vgl. 9-12]. Ob hier eine pathogene Ablöseproblematik vorliegt, ist jedoch nicht einfach zu entscheiden, da man die schwere Erkrankung im 25. Lebensjahr als einen Auslöser dafür betrachten kann, eine intensive Beziehung zur Herkunftsfamilie zu suchen [8]. Unterstellt man keine pathologischen Familienverhältnisse, dann bleiben folgende Befunde, die für eine starke Verankerung in Herkunftsfamilie und -milieu sprechen: Das Vorliegen einer engen Beziehung zur Herkunftsfamilie, die in der Erstgeborenenposition begründete Distanzierungserschwerernis von Statuserwartungen, sowie ein starkes Verhaftetsein im zugeschriebenen Herkunftsstatus qua Aufwachsen in einem dörflichen Lebenszusammenhang. All diese Facetten ergänzen sich mit dem faktischen Lebensverlauf selbst, der den immer wieder erfolgten, aber schließlich nicht ganz gelingenden Versuch dokumentiert, eine herkunftsaffine Berufsposition zu erlangen.

Das Lebensverlaufmuster dieses Typus wurde als Hin- und Herpendeln zwischen dem Abstiegs- und dem Herkunftsmilieu bezeichnet. Mit Blick auf die in der Nachbefragung 2003 erhobenen Informationen – V. hat die Ausbildung zum Betriebsökonom auf einer Privatinstitution erfolgreich abgeschlossen und ist nun im mittleren Kader eines grösseren Schweizer Unternehmens tätig [12] – verdichtet sich der Eindruck einer Stabilisierung der Situation. Die ursprüngliche Absicht, als Betriebsökonom in der Spitalverwaltung zu arbeiten, hat V. fallengelassen. Dies entlastet ihn von der Situation, sich zwangsläufig ständig als ‚Sohn des Arztes V.‘ mit dem übrigen medizinischen Personal zu vergleichen.

b) Aussteiger: Das frühe Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie (Zweiter Typus)

[Fall Nr. 01] Klaus L. wird 1953 geboren. Seine Eltern sind „beide Ärzte.“ Der Vater, ein Posthaltersohn, ist Spitalchirurg, er arbeitet „14 Stunden“ am Tag. Er hat als Chirurg „sehr viele Patienten“, die er „gut betreut“, bei Klaus L. und seinen Geschwistern entsteht das Gefühl, dass sie „diese Betreuung nicht (haben).“ Die Mutter ist Allgemeinpraktikerin, sie ist eine Lehrertochter. Im „Abstand [!] von neun Jahren“ bringt sie sieben Kinder auf die Welt. Klaus L. ist in der Geschwisterreihe der Fünfte. Die zwei ältesten Schwestern werden Ärztinnen, sie haben „völlig gespurt.“ Die dritte Schwester „rastet“ aus, wandert aus und „richtet ihr Leben nach buddhistischen Grundsätzen.“ Die vierte Tochter hat „auch Probleme gehabt mit der Schule“, sie ist „nicht auf einem akademischen Weg“ sondern „Künstlerin.“ Der Bruder nach L. ist „spezieller Mechaniker“ mit eigenem Betrieb. Der jüngste Bruder ist Zahnarzt.

2 Seine Mutter hat eine Praxis im eigenen Haus, wo man nicht „hinein“ darf. Die „effektive Betreuung“ läuft über das Kindermädchen. Töchter aus „allen Ländern“ sind zu diesem Zweck im Haus. Es sei „nicht einfach gewesen, daheim zu überleben, emotional. Das ist nicht einfach gewesen.“ Alle Geschwister hätten den „Tick, sich selber so durchzuboxen.“ Mit Blick auf den späteren Kontakt zu den Geschwistern heißt es, sie seien „alle ein bisschen gestört in der Hinsicht.“

3 Klaus L. besucht „die gewöhnlichen Schulen.“ In der Primarschule hat er „keine Probleme.“ Mit der vierten Klasse, beim Übergang zum Progymnasium, kommt „das Problem“, er muss eine schließlich bestandene Prüfung absolvieren. Bis in die achte Klasse hängt er „am Durchschnitt rum“, er muss wiederholen. Dann kommt der Wechsel vom Progymnasium ins Realgymnasium (15. Lj.). Nach der Prima wiederholt er erneut. Der „Slalom in der Schule“ ist „ein bisschen“ dafür verantwortlich, dass er die Schule „nicht so wahnsinnig ernst nimmt.“ Auch die Eltern können ihm „die Kontrolle“ nicht geben, „sie haben es schlicht nicht hineingebracht in ihren gestopften Terminkalender.“ Als er die 13. Klasse nicht schafft, diskutieren die Eltern mit ihm über den „Abstieg da, und eine Lehre.“ Ein Intelligenztest der Berufsberatung ermöglicht den Wechsel aufs Privatgymnasium, das er „mit einer relativ guten Matura“ abschließt.

4 Einen Monat nach dem Abitur (1971, 21. Lj.) zieht Klaus L. von zu Hause weg, er will „anders leben.“ Das heißt für K. L. „aussteigen, weg von der Art.“ Er macht „WG-Erfahrungen auf dem Land.“ Von den Eltern bekommt er nach der Matur „keinen Rappen, so wirklich null“, er macht die „bittere Erfahrung“, dass andere Freunde von ihm auch „aufs Land wohnen“ gehen, aber diese „alle mit der Unterstützung von ihren Eltern so leben“, er „nicht.“ Es schließt sich jetzt die Militärzeit an. Er nimmt pazifistische Ideen auf, die er mit „passivem Widerstand“ vertritt. Das „provoziert“ die Feldwebel, doch gibt er ihnen keine Gelegenheit, ihn „kaputt zu machen.“ Nach der Militärzeit merkt er, „jetzt muss (er) etwas Gutes machen, sonst schießt es (ihn) wirklich an.“

5 L. tritt danach mit seiner Partnerin in eine Lebensgemeinschaft im Tessin ein. Über seine Berufspläne heißt es, er habe „immer das Gefühl gehabt (hat), das ist nicht (sein) Weg: Akademiker oder was immer das heißt, Studium, immer die Schule, der Schulstress, Leistungsstress, der Druck, immer schlecht sein oder bei den Schlechteren sein, einfach diese Probleme.“ Er bezeichnet die Gymnasialzeit als „wirklich scheußlich.“ Klaus liest Sachen von Longo Mai und ist von der „Idee fasziniert“, dass man „Selbstversorger“ sein kann. Manchmal erwägt er Zeichenlehrer zu werden, doch nur seine Freundin schafft den „Kompromiss noch“ und macht den Primarlehrerabschluss „in einem Jahr.“

6 Im Tessin bekommen sie ein „Kind, sehr früh, eigentlich nicht gewünscht, nicht gewollt.“ Das ist eine „schwierige Zeit“, sie müssen aus der Gemeinschaft „heraus.“ L. entscheidet sich jetzt „einen Beruf zu machen.“ Etwa im 26. Lebensjahr geht er in eine Landwirtschaftslehre, und dann macht er „noch die Winterschule“, d.h. den „Berufsabschluss“, wo er die Prüfung „mit links“ besteht. Es kommt das zweite Kind auf die Welt. Jetzt weiß er, dass er Geld verdienen muss und findet eine Anstellung im Zürcher Oberland auf einer „Farm“, die er als etwas „Alternatives, recht streng“ schildert. Es kommt das dritte Kind zur Welt.

7 Nach „zwei weiteren Jahren so schaffen“ weiß er schon, „jetzt gibt es nur noch eine Steigerung, eben der eigene Bauer zu sein, also selbständig, unabhängig, einen Hof zu haben.“ Die „Fäden (...) zur Verwandtschaft, zu den Eltern“ sind abgeschnitten. Der Kontakt wurde nach der Matura „völlig“ abgebrochen. Nun erfährt er, dass sein Vater zwischenzeitlich bei einem „tragischen Unfall“ ums Leben gekommen ist. Er fragt die Mutter, ob sie ihn beim Hofkauf unterstützen würde, von ihr kommt „ein bisschen weniger

(Solidarität)“ als von den Freundinnen, Freunden und Bekannten und der Mutter seiner Ehefrau. Aber sie können den Hof 1980 (27. Lj.) für 330.000 Franken erwerben. L. setzt vom „Ackerbau, übers Bauen, über spezielle Tierhaltungsformen, über Bioart, einfach so, was gekommen ist, einfach um.“ Das bedeutet „ein enormes Pensum an Arbeit“, er reagiert auf die Anforderungen „körperlich“, „mit Herzrhythmuschwierigkeiten zum ersten mal.“ Etwa 1986 beginnt eine „Beziehungskrise.“ Er geht zu diesem Zweck in Therapie, aber er bricht sie nachher wieder „ab.“ Es langt „einfach immer knapp.“

8 Später, 1989, verlässt die Frau mit den Kindern den Hof. Er ist nun „allein“ dort, „jetzt muss (er) wieder etwas anfangen.“ Er will jetzt den „Sozialaspekt“ umsetzen und bietet Sozialpädagogen den „Hof und die Strukturen“ an. In einem „ungünstigen Moment“ wird er hinausgeschoben, und „sehr überraschend“ hat er „von einem Tag auf den anderen keinen Job mehr.“

9 L. hat noch eine „Wohnung“ auf dem Bauernhof, aber er ist vom Anstellungsverhältnis her sistiert. Er greift zu „Gelegenheitsjobs.“ Nach „zwei Jahren so bekriegen“, entscheidet er sich „aufzuhören in dem Projekt“, und er will auch „die Scheidung durchziehen“. Im Wintersemester 1992/93 (39 Lj.) fängt er ein Studium an. Er studiert im Hauptfach Pädagogik, und in den Nebenfächern „Psychopathologie“ und „allgemeine Ökologie.“

10 K. L. studiert vier Jahre, und macht „alle Semester, alle Arbeiten“, „aber keine Prüfung.“ „Psych und Päd“ ist ein „bisschen therapeutisch gewesen“ für ihn. Er will „herausfinden (...) warum (ihm) so Querschritte (passieren).“ L. scheidet zwei Jahre nach Studienbeginn (1994) definitiv aus der Gemeinschaft aus. Weitere zwei Jahre später folgt die endgültige Scheidung von seiner Frau, nach zwanzig Jahren Ehe. Das Studium in der alten Fächerkombination wird abgebrochen.

11 Ende 1996 beginnt er ein Fachhochschulstudium, er lässt sich zum „Natur- und Umweltfachmann als Kompromiss zu einem Hochschulabschluss“ ausbilden. Dies kommt der von seiner Eltern vorgelebten akademischen Existenz „schon näher.“ Die Finanzierung des Studiums wird über den Ertrag des Hofverkaufs realisiert, der 1997 erfolgt. Im November 1998 folgt die Abschlussprüfung, im Dezember beginnt er in einem Ökologie-Büro zu arbeiten, der Vertrag ist bereits unterschrieben.

Im Unterschied zu gerade behandelten Lebensverlaufsmuster des Hin- und Herpendelns zwischen den Milieus liegt hier zunächst und auf weiten Strecken ein ganz geradliniger Lebensverlauf vor, der durch einen Bruch mit Herkunftsfamilie und -milieu und dem möglichst frühzeitigen Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie beginnt: Als Sohn einer Arztfamilie ergreift Klaus L. nach einer „scheußlichen“ Gymnasialzeit und der Erfahrung des mehrmaligen Wiederholens einer Schulklasse [3] keinen akademischen Beruf, sondern er will „anders leben“ [4], wird Landwirt [6] und bricht die Beziehungen zum Elternhaus ab [7]. Zwischen seinem 21. und 39. Lebensjahr, also für einen Zeitraum von etwa 18 Jahren, ist er in alternativen Landwirtschaftsbetrieben und später auf einem eigenen Hof tätig [4-9]. Die darauf folgenden sieben Jahre sind geprägt durch den Trennungsprozess von der Ehefrau, dem Hofverkauf und der Aufgabe der landwirtschaftlichen Tätigkeit, sowie durch die Aufnahme eines Hochschulstudiums, das dann nach vier Jahren zugunsten eines Fachhochschulstudiums zum Natur- und Umweltfachmann nicht beendet wird. Das neue Studium führt er zu Ende und sucht dann schließlich den Eintritt in ein Ökologie-Büro [11]. Ich richte im Folgenden den Blick nicht auf die letzten sieben Jahre der le-

bensgeschichtlichen Erzählung, sondern konzentriere mich zunächst schwergewichtig auf L.s immerhin achtzehnjährige Zeit als alternativer Landwirt.

Genauso wie der vorangegangene Fall ist auch Klaus L. dem gegensätzlichen Einfluss von hohem sozio-ökonomischem Herkunftsstatus und geringer Befähigung ausgesetzt gewesen, wenn man berücksichtigt, dass er mehrmals Klassen wiederholen musste. Er hat jedoch einen ganz anderen Weg gesucht, diese Spannungssituation handhabbar zu machen. Er hat durch einen ‚Ausstieg‘ eine Selbstausbürgerung aus dem Herkunftsmilieu vollzogen, und stattdessen die Integration in eine andersartige, ‚alternative Kultur‘ gesucht. Die elterlichen Erwartungen an eine künftige akademische Existenzfristung wurden durch einen oppositionellen Lebensentwurf substituiert.

Geht man davon aus, dass die universalistische Leistungsorientierung im schulischen Kontext im Falle anhaltender Schulschwierigkeiten das Selbstwertgefühl empfindlich zu treffen vermag, besteht eine Möglichkeit der Abwehr einer künftigen ungünstigen sozialen Platzierung in der Entwicklung der Haltung einer inneren Distanz zum schulischen Wertekanon, und im schließlich erfolgenden Ersatz der dort herrschenden Werte und Ziele durch andere Normen. Um den Frustrationen zu entgehen, die aus einer prekären schulischen Platzierung entstehen, gelangt dieser Typus zu einer Distanzierung vom gesellschaftlichen Leistungskanon, und ersetzt diesen durch andersgeartete kulturelle Werte. Sind diese alternativen, eigentlichen kulturellen Zielsetzungen einmal definiert, dann ergibt sich für diesen Typus auch die Möglichkeit Lebensziele zu verfolgen, die von denen der Eltern und Lehrer abweichen.

Im Vordergrund einer solchen alternativen Orientierung mögen Sorgen um eine zerstörerische Ausnutzung von Ressourcen und der natürlichen Lebensgrundlagen und eine Kritik an Atomkraftbedrohung und Rüstungsentwicklung stehen. Doch wird diese alternative Orientierung mehr oder minder unbewusst immer auch Elemente enthalten, die eine künftige Positionierung in einem akademischen Beruf ablehnen. Bei der Verachtung des Karrieredenkens, der Ablehnung der Konsumkultur, den Zweifeln am vorrangigen Ziel eines hohen Lebensstandards wie bei der Kritik an unhinterfragten Autoritäten handelt es sich implizit um Denkelemente, die letztlich auf eine Infragestellung des elterlichen akademischen Lebensentwurfs zielen, wenngleich sie auf einer generellen gesellschaftlichen Ebene ausformuliert sein mögen.

Unabhängig davon, wie die Deidentifikation mit den Verhältnissen für den Typus des ‚Aussteigers‘ im einzelnen ausgestaltet sein mag, entscheidend für ein frühzeitiges Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie bleibt, dass die Eltern nicht mehr als Ansprechpartner bei der Lebensplanung in Frage kommen. Es muss eine mehr oder minder stark ausgeprägte Distanzierung von der Herkunftsfamilie stattfinden, damit die abweichende Lebensplanung Gestalt gewinnt. Dabei kann die Verankerung in ähnlich gesinnten Gleichaltrigen-Gruppen den alternativen Lebensentwurf stabilisieren. Unabhängig von dieser Bereitschaft zur Gruppeneinbindung bleibt jedoch ein hohes Maß an Selbständigkeit und Unabhängigkeit eine Grundbedingung für das gelingende Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie. Die Verlaufsform des Ausstiegs ist die im Untersuchungsmaterial am häufigsten anzutreffende Form des Ab-

stiags; auf Grund der Selbständigkeit und Unabhängigkeit besteht im Vergleich zu den anderen Verlaufstypen eine günstige Entwicklungsprognose.

Gehen wir nach diesen stark generalisierenden Passagen abschließend noch detaillierter auf die Familienverhältnisse des Falles ein, denn Klaus L.s Lebensweg beginnt mit dem Generalvorwurf an die Eltern, dass diese ihre Patienten „gut“, die eigenen Kinder jedoch nicht so gut betreut haben [1]. Kann man bezüglich L. sagen, auf dem Fall habe eine in der Herkunftsfamilie und im Herkunftsmilieu verankerte Hypothek gelastet, eine statusaffine Position zu erlangen? Drei Sachverhalte sind m. E. für die Herkunftsfamilie von Klaus L. charakteristisch: Auffallend ist zuerst die brachiale Natalität der Herkunftsfamilie, da in einem Zeitraum von neun Jahren sieben Kinder zur Welt kommen. Bei sieben Kindern dürfte es nicht einfach sein, gleichmässig auf die affektiven und diffusen Bedürfnisse der Kinder einzugehen. Diese Problematik wird noch durch den Sachverhalt erschwert, dass die Altersabstände zwischen den Geschwistern sehr klein sind, womit die Konkurrenz um die elterliche Zuneigung auf Dauer gestellt wird. Das Problem endgültig verschärfend kommt zweitens hinzu, dass beide Elternteile Ärzte sind [1-2], also in einem sehr zeitintensiven und chronisch zeitknappen Berufsfeld tätig sind. Und drittens gilt es zu bedenken, dass beide Eltern nicht aus einem akademisch etablierten Akademikermilieu stammten, sondern der Vater als „Posthaltersohn“ und die Mutter als „Lehrtöchter“ Neuankömmlinge, d.h. soziale Aufsteiger waren. Damit wird die Vermutung plausibel, dass in der Familie eine starke Leistungsorientierung herrschte, und die Kinder hier in einen härteren Statuskampf geschickt wurden als bei Eltern mit einer ererbten Position. Für diese Vermutung spricht zum einen, dass in der Herkunftsfamilie der drohende Abgang vom Gymnasium als „Abstieg“ verhandelt wurde [3], und Klaus L. reklamiert zum anderen, dass seine (herkunftsauffinen) Schulfreunde durchaus Wohngemeinschaftserfahrungen auf dem Land sammeln konnten, und dabei von den Eltern finanziell unterstützt wurden, während er „keinen Rappen, so wirklich null“ bekam [4]. Schließlich ist für den Fall auch bezeichnend, dass sein „aussteigen“ auch zur Folge hatte, dass für einen Zeitraum von acht Jahren der Kontakt zur Herkunftsfamilie „völlig“ abgebrochen wurde [7], was darauf hindeutet, dass in der Herkunftsfamilie keinerlei Verständnis für den abweichenden Lebensweg des Sohnes herrschte.

Die letztgenannte Eigentümlichkeit der Herkunftsfamilie lässt den Schluss zu, dass die Erwartungen an eine akademische Statusreproduktion aufgrund des Aufsteigerstatus der Eltern stark ausgeprägt waren. Die zwei erstgenannten Charakteristika der Herkunftsfamilie – eine große Familienkonfiguration mit zwei in einem chronisch zeitknappen Berufsfeld tätigen Eltern – verweisen dagegen auf den objektiven Hintergrund der von L. so erlebten affektiven Unterstrukturierung der Familie, und sie zeigen damit letztlich auch an, was es Klaus L. erleichtert hat, sich von dem leistungs- und karrierebetonten Lebensweg der Eltern zu distanzieren, und den Weg ins alternative Leben manifest als Absage gegenüber dem Lebensentwurf der Eltern zu beginnen. Klaus L. nimmt in einer großen Kinderkonfiguration die mittlere Position in der Geschwisterreihe ein, in der es auf einen nicht so ankommt, und die es nahe legt, dem Gefühl des Übergangenswerdens dadurch Ausdruck zu verleihen, dass man aus dem sozialen Milieu ausbricht und den Familienverband verlässt (vgl. dazu Toman 1987: 29).

Während die ersten zwei Töchter und die an sechster und siebter Stelle stehenden Brüder „völlig gespurt“ haben, sind die mittleren Geschwister geradezu lehrbuchhaft aus dem sozialen Milieu ausgebrochen: Die dritte Tochter wandert in die USA aus und richtet ihr Leben nach buddhistischen Grundsätzen, die vierte Tochter wird Künstlerin, und Klaus L. schließlich alternativer Landwirt [1].

Blickt man zuletzt kurz auf die nach der alternativen Landwirtschaftszeit folgenden Stationen der Lebensgeschichte von Klaus L., so lässt sie mit dem vollzogenen Fachhochschulstudium zum „Natur- und Umweltfachmann“ eine individuierte, die bisherige Lebensgeschichte integrierende und gleichzeitig versöhnende Annäherung an Herkunftsfamilie und -milieu erkennen. So wie Max Weber immer Wert darauf legte, eine charismatische Struktur nur als ein in statu nascendi abgreifbares, d.h. labiles Gebilde zu konzipieren, wird man auch bei einem von wertrationalen Einstellungen mitbestimmten, und mit starken Gefühlen gegenüber Herkunftsfamilie und -milieu verbundenen ‚Ausstieg‘ nicht davon ausgehen können, dass er sich lebenslänglich versteinert. Dass sich Klaus L. nun in zwei Anläufen an die akademische Welt annähert, insofern auf ein nicht abgeschlossenes Universitätsstudium ein erfolgreich abgeschlossenes Fachhochschulstudium folgt, mag aber als Beleg dafür gelten, dass analog zur Unkündbarkeit familiärer Beziehungen auch der mit der Familie gegebenen Zugehörigkeit zu einem Herkunftsmilieu ein ‚lebenslängliches‘ Moment inneohnt, das sich zwar negieren, aber nicht einfach abschütteln lässt.

Man hat gegen die Konstruktion dieses Typus eingewendet, dass sie der Selbstdeutung des Falles folge, während bei den anderen beiden Typen der faktische Lebensverlauf im Vordergrund stünde. Zwar ist es tatsächlich so, dass diese Typenkonstruktion sich mit der Selbstdeutung des Falles als ‚Aussteiger‘ auseinandersetzen muss, man sollte dabei aber nicht vergessen, dass es primär um die mit einem ‚Ausstieg‘ verbundene Lebensverlaufsform des möglichst frühzeitigen Ausscherens aus der akademischen Normalbiographie geht, so wie auch die beiden anderen beiden Typen primär auf Lebensverlaufsformen zielen.

c) Der möglichst lang hinausgezögerte, abrupt erfolgende Abstieg (Dritter Typus)

[Fall Nr. 4] 1 Robert L. kommt 1968 in einer Kleinstadt des Kantons Bern auf die Welt. Bei seiner Geburt ist der Vater „schon 48 oder 47“, die Mutter 38 Jahre alt. Der aus einer Lehrerfamilie stammende Vater ist Chefarzt in der Chirurgie eines Spitals. Die Mutter, eine ausgebildete Krankenschwester, ist die Tochter des Direktors einer Stofffärberei. Robert L. hat vier Brüder, die zwischen sechs und zehn Jahre älter sind als er. Der älteste Bruder ist jetzt als Arzt tätig, der zweitälteste Bruder ist Volkswirtschaftler und arbeitet in einer Organisation der Entwicklungshilfe, der dritte Bruder ist in einem Spital als Arzt angestellt, und der vierte Bruder arbeitet als Architekt in einem Gemeinschaftsbüro.

2 Robert L. besucht zunächst die Primar- und die Sekundarschule. Schließlich kommt der Wechsel auf das Wirtschaftsgymnasium der Heimatstadt. „Handwerklich (ist er) nicht furchtbar begabt“, das Gymnasium ist ihm eigentlich auch „nahegelegen, die ganze Familie, die klassische akademische Karriere.“ Bis zur Sekunda langt es „zu vertuschen, zu verdecken“, dann muss er die Klasse wiederholen. 1988, mit 20 Jahren, erlangt er die

Matura mit „65 Punkten“, er hat in der letzten Klasse einmal „etwa acht oder neun ungenügend“ im Zeugnis.

3 Der Vater ist nicht einverstanden mit der Haltung, wie seine Kinder, insbesondere aber Robert, das Gymnasium absolvieren. Wenn man das „Privileg“ hat, ein Gymnasium zu besuchen, dann „muss es eine Berufung sein, nicht halbe Sachen.“ Sein häufigster Kommentar bei schlechten Noten ist: „Ja, das ist einfach, das ist nichts. Du willst ja gar nicht, du gibst dir ja keine Mühe.“ Beim Anschauen der Zeugnisse sagt der Vater: „Das nützt doch eh nichts. Was soll's, ich habe das schon fünf Mal gesagt, du machst es wieder nicht, und das nächste Zeugnis wird wieder so.“ Ziemlich resignativ.“ Ist der Vater „verschlossen“ und „negativ“ denkend, so ist die Mutter die „Offene“ in der Familie. Sie ist die, „wo, wo, wo positiv denkt, wo, wo, wo, und zwar bis zum ablösen [Verdross], also alles gut ist grundsätzlich, wenn es sich bewegt, oder wenn es neu ist, oder wenn es einfach etwas ist, ... wenn Initiative ist. Das ist für sie schon die halbe Miete.“ Über Probleme wird in der Familie „schlicht nicht geredet.“ Sind die Zeugnisse unterschrieben und die „Katastrophen durch“, dann ist „es gegessen gewesen. (...) Wenn es fertig ist, dann ist es fertig, und dann wird weitergeschaut.“ Für den Vater sind die schulischen Leistungen von L. „wahrscheinlich eine Charakterschwäche gewesen.“ „Irgendwann“ habe man „aufgehört“, über die Probleme zu reden, „weil [der Vater] zu müde gewesen ist vielleicht, oder ich bin froh gewesen, wenn ich heimgekommen bin und nicht mehr reden musste.“

4 Nach dem Abitur ist eigentlich „klar, jetzt kommt das Studium, aber was?“ L. geht zunächst eineinhalb Monate in die Ferien, arbeitet dann drei Monate bei einem Elektriker als Hilfsmonteur und verpasst die Anmeldefrist für die Universität. Danach folgen vier Monate Rekrutenschule und die erneute Tätigkeit als Hilfsmonteur, die er jedoch schließlich kündigt. Als er im Juli 1989 mit 21 Jahren diesen Job aufgibt, ist die zweite Immatrikulationsfrist überschritten. Er weiß „immer noch nicht, in welche Richtung das geht.“ Schließlich hat er „Glück“, da ihm einer seiner Brüder eine Au Pair-Stelle in den Vereinigten Staaten vermittelt. Robert L. arbeitet für die Dauer von einem halben Jahr als Au Pair bei einem Ärzteehepaar, ein weiteres halbes Jahr unternimmt er Reisen in den USA.

5 Mitte 1990 (22. Lj.) kehrt er in die Schweiz zurück und schreibt sich an der Universität X für Betriebswirtschaft ein. Einen anderen Studienort erwägt er zwar, doch sind ihm dort „zu viele“ Klassenkameraden. Bald merkt er, dass er bei den 20 Stunden Regelpensum „noch 40 investieren (müsste), um die Löcher zu stopfen.“ Eine Änderung der Situation erwägt er jedoch nicht. L. geht solche Sachen noch besuchen, „zum Teil aus Interesse, zum Teil aus schlechtem Gewissen“: „Wenn man am Wochenende heimgeht, muss man den Leuten irgendwas erzählen.“ Beziehungen zu anderen Kommilitonen besitzt er keine, da habe er „eben wahnsinnig Mühe gehabt.“ Im Umgang mit anderen Personen verhält er sich „sehr diskret.“ L. flunkert „allen“ etwas vor, „außer fremden Leuten.“ 1995, nach fünf Jahren Studium und im Alter von 27 Jahren, hat er kein Geld mehr, die Miete ist nicht gezahlt, und er ist zwangsexmatrikuliert. Weder hat L. eine Prüfung abgelegt, noch hat er anderweitige Leistungsnachweise erbracht. Die Eltern erfahren davon über einen Brief der Versicherung.

6 Robert L. bleibt noch eineinhalb Jahre am Universitätsort und arbeitet in Hilfsjobs. Eine für die Dauer von 12 Monaten anberaumte Psychotherapie bricht er nach drei Monaten ab, denn „es bringt schlicht nichts, es kostet nur Geld.“ Er fängt an „mehr zu trinken“, er „braucht“ Alkohol. Als es „gar nicht mehr geht“, ist „man wieder heimgegangen und hat gesagt, es ist wieder vorbei.“ Er kommt schließlich für drei Monate auf Entzug in eine Psychiatrische Klinik.

7 Nach Abschluss der Behandlung Anfang 1997 (29. Lj.), wird die Wohnung am Studienort aufgelöst und Robert L. wohnt wieder bei den Eltern. Er verdient bei Bekannten Geld. Nach Anfragen bei Fernsehanstalten, ob er Kameramann werden könne, sagen alle zu ihm: „Für das musst du eine Fotografenlehre haben.“ Die daraufhin abgeschickten „achtzig Bewerbungen“ auf eine Lehrstelle bleiben jedoch erfolglos, da er als „zu alt“ befunden wird. Im Herbst 1997 besucht L. die Regionale Arbeitsvermittlung und lässt sich nach einem Eignungstest dahingehend beraten, eine einjährige Handelsschule zu machen.

8 Ein Jahr später, im August 1998 (30. Lj.) fängt er die Ausbildung zum kaufmännischen Angestellten an. Zum Zeitpunkt des Interviews hat er fünf Monate Schule absolviert. Nebenher arbeitet er noch in einer Bar, was er „sehr, sehr gerne“ macht. Das ist auch sein „Traum“, einmal in einem „Gastrobetrieb“ mitzuarbeiten. Er kann sich auch vorstellen „auszuwandern“, denn er ist „nicht der Typ, der alle paar Wochen das Gefühl hat, ich muss jemand hören oder sehen.“ L. gibt noch an, dass er zwar Freundinnen gehabt habe, „aber kurz“; er muss sagen, er hat „Mühe mit dem.“

Das logische Gegenteil zu der im vorherigen Abschnitt behandelten Lebensverlaufsform des möglichst frühzeitigen Ausscherens aus der akademischen Normalbiographie wird von dem gerade abgedruckten Fall realisiert. Die vorliegende Lebensverlaufsform hat die Gestalt eines möglichst lange hinausgezögerten, abrupt erfolgenden Abstiegs: Nach dem Wiederholen einer Klasse und einem mühsam errungenen Abitur [2], wird zuerst die Immatrikulationsfrist an der Universität zweimal verpasst [4]. Als dann zwei Jahre später ein Betriebswirtschaftsstudium aufgenommen wird, muss dieses schließlich nach fünf Jahren erfolglos beendet werden, wobei diese Jahre durch zunehmende Selbstisolation, durch das Vortäuschen einer akademischen Existenz und das Verbergen des bevorstehenden Scheiterns bestimmt sind [5]. Ein lebenskritischer Zusammenbruch der Fähigkeit zur alltäglichen Lebensführung eineinhalb Jahre nach der Zwangsexmatrikulation ermöglicht durch einen dreimonatigen Aufenthalt in einer Klinik [6] ein Innewerden und langsames Verarbeiten des Scheiterns, so dass weitere eineinhalb Jahre später im Alter von 30 Jahren auf im Vergleich zu vorher tiefem sozialen Niveau der Versuch unternommen wird, eine zweijährige Kurzausbildung zum kaufmännischen Angestellten zu verwirklichen [8].

Um die Lebensverlaufsform besser zu verstehen, hole ich etwas aus, und versuche, den Typus theoretisch durch eine Kontrastierung einer Abstiegs- mit einer Aufstiegskonstellation zu umreißen: Als Talcott Parsons (1959) einmal das Problem erörterte, welche Schüler sich nach der Grundschule für einen weiterführenden Schulbesuch entscheiden, gelangte er mit Hilfe einer Kreuztabellierung zur Unterscheidung von vier möglichen Ausgangskonstellationen. Die ersten beiden Fälle waren für ihn klar, nämlich jener der Kinder mit hohem Herkunftsstatus und hoher Befähigung, die ein Universitätsstudium anstreben, und der Fall der Schüler mit niedrigem Herkunftsstatus und geringer Befähigung, die wahrscheinlich keine weiterführende Schule besuchen werden. Von „erheblicher Bedeutung“ erschienen ihm dagegen die zwei übrig bleibenden Gruppen von Schülern, bei denen „cross pressure“ herrscht. Entgegengesetzten Einflüssen ausgesetzt sind zunächst die Kinder von geringem Herkunftsstatus und hoher Befähigung. Hier ging er davon aus, dass eine zu starke Betonung der Schulleistung bedeuten würde, „dass die Brücken abgebrochen werden, die sie mit ihren Familien und Statusgefährten verbinden“ (1959: 183f.). Den Fall

des Nachkommen aus einer Familie mit hohem sozio-ökonomischen Status und geringer Befähigung erörterte Parsons jedoch nicht. Ihm erschien diese Konstellation entgegengesetzter Einflüsse „nicht so wichtig“, denn diesen Schülern würde ja die Möglichkeit offenstehen, Schulen und Universitäten zu besuchen, wo die Anforderungen „geringer“ sind (1959: 165).

Es ist durchaus möglich, eine Lösungsvariante für diesen Typus durch eine Kontrastierung mit der aufwärtsmobilen „cross-pressure“-Konstellation zu skizzieren: Für den von unten kommenden, aus bildungsfernem Milieu stammenden Aufsteiger mit guten Schulleistungen gilt, dass er zur Bewahrung eines inneren Gleichgewichts dazu tendiert, oft zu betonen, dass er ein ‚nicht so guter Schüler‘ gewesen ist. Diese Selbstdarstellung hilft ihm, sich einerseits in der Fähigkeitsdimension nicht ‚hochmütig‘ von seinen Eltern abzugrenzen, andererseits bietet ihm diese Selbstdarstellung auch Schutz nach oben hin. Er weiß um seinen eklektizistischen, vom Zufall der Begegnung mit Büchern entstandenen, im Gespräch mit anderen manchmal jäh Lücken offenbarenden Bildungshabitus. Sein Understatement beugt damit auch potentiell beschämenden Interaktionszwischenfällen vor. Neben dieser ‚tiefstapelnden‘, auf die Bewahrung eines inneren Gleichgewichts gerichteten Selbstdarstellung ist zudem ein oft beobachtetes Phänomen bei Aufsteigern, dass in ihrer Karriere Bestrebungen nach beruflichem Erfolg von einem ‚Schritt zurück‘ abgelöst werden, durch den weniger qualifizierte Tätigkeiten aufgesucht werden. Dabei kann sich ein ständiger Wechsel zwischen einem ‚Schritt vor‘ und einem ‚Schritt zurück‘ ergeben. Bekannt ist auch, dass manche aufwärtsmobilen Personen Berufe ergreifen, die es ihnen ermöglichen, mit der Vorstellung zu leben, dabei etwas für ‚Erfolgreiche‘ tun zu können, oder dass sie, gemessen an ihren vorhandenen Qualifikationen, eher zu niedrigen Berufspositionen anstreben (vgl. dazu Streeck 1981: 37f.).

Ist die Aufstiegskonstellation durch das Verhaltensmuster der ‚Tiefstapelei‘ bestimmt, so kann für den Schüler aus einem Elternhaus mit hohem sozio-ökonomischen Status aber geringer Befähigung das entgegengesetzte Muster des ‚Hochstapelns‘ einen Lösungsversuch darstellen: Bei diesem Typus stellt bereits der Übertritt in eine weiterführende Schule der erste ‚Schritt zu weit nach vorne‘ dar. Es ist dabei die mit der Zugehörigkeit zum akademischen Herkunftsmilieu verbundene ‚Selbstverständlichkeit‘ einer entsprechenden Schulausbildung und künftigen akademischen Existenz, die den nicht durch die Fähigkeiten abgesicherten ‚Schritt vor‘ entstehen lässt. Bedeutsam für die Entstehung der Verhaltenstendenz des ‚einen-Schritt-zuviel-machens‘ ist der Umstand, dass für den Nachkommen einer Familie mit hohem-sozio-ökonomischen Status ein ‚Schritt zurück‘ deshalb prekär ist, da dieser gleichzeitig die Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe fraglich werden lässt. Der scheiternde Aufsteiger verliert mit einem Schritt zurück nicht die Zugehörigkeit zu seinem Herkunftsmilieu, sondern kehrt zu diesem zurück, womit er wieder festen Boden unter den Füßen gewinnt.⁶

6 Sicher ist ein fehlgeschlagener Aufnahmeversuch in das Gymnasium oder die Hochschule für eine aufwärtsmobile Person zunächst schmerzlich. Eine lebensgeschichtlich chronifizierende Ausgestaltung dieser Enttäuschung ist aber bei einer normalen Ausgangskonstellation unwahrscheinlich, denn ein Arbeiter- oder Angestelltenkind weiß auch ohne vorheriges Studium bildungssoziologischer Abhandlungen, dass für ihn die

Für den aus einem Elternhaus mit hohem sozio-ökonomischen Status stammenden Nachkommen bedeutet drohende schulische Selektion nicht einfach nur Bescheinigung mangelnder Fähigkeiten. Sich abzeichnende Leistungsselektion wird vielmehr gleichzeitig als drohender Verlust der Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe erlebt. Diese andersgeartete Verlustbilanz ist nun dafür verantwortlich, das sich überhaupt eine fortwährende Verhaltenstendenz des ‚Hochstapelns‘ entwickeln kann. Faktisch geht es diesem Typus darum, die Zugehö-

Universität tendenziell ‚unerreichbar‘ ist, und die ‚normale‘, ‚wahrscheinliche‘ und damit eben auch ‚vernünftige‘ Option von Seinesgleichen jene ist, im Streubereich des Herkunftsmilieus zu bleiben. Ganz anders sieht es freilich aus, wenn eine Hypothek elterlicher Aufstiegshoffnungen auf dem Gescheiterten lastet, die in der lebensgeschichtlichen Vergangenheit der Eltern fundamentiert ist, und wenn man „alles für den Sohn/die Tochter“ getan und für diese(n) vieles „aufgegeben“ hat. Aber damit liegt der Typus des aller Wahrscheinlichkeit nach misslingenden Projekts delegierter Aufstiegsaspirationen vor. Die Lebensverlaufsstruktur folgt hier nicht dem Muster eines Vor-Zurück-Wechsels, sondern hat die Gestalt eines Fehlstarts: Auf einen anfänglichen Senkrechtstart, der unter dem starken Einfluss der elterlichen Erwartungshaltungen steht, folgt mit dem Eintritt ins Erwachsenenalter eine Stagnation des Karriereverlaufs (vgl. Schmeiser 1996: 156ff.). Man hat gegenüber den obigen Formulierungen über den wieder sicheren Boden gewinnenden, erfolglosen Aufsteiger eingewandt, dass es ja gerade nicht die Erwartung unterer und insbesondere mittlerer Schichten sei, dass die Kinder das eigene Statusniveau reproduzieren: Sie sollen es ja „besser“ haben. Dem ist insoweit zuzustimmen, als eine Untersuchung von Singly (1994: 42) belegt, dass Eltern der Oberschicht als Erziehungsziel formulieren, dass das Kind seine „künstlerischen und affektiven Fähigkeiten entfalten und sich in seinen mitmenschlichen Beziehungen wohl fühlen soll“, während demgegenüber doppelt so viele Eltern aus dem Arbeitermilieu als Erziehungsziel fast ausschließlich „die Sorge um Leistung und den Erfolg in der Schule“ nennen. Doch in dem Kollektivwunsch von Arbeitern nach schulischem Erfolg und Besserhaben der Kinder kann ich noch keine wirkliche Delegation von Aufstiegserwartungen erkennen, die, wie bereits angemerkt, zu ebensolchen prekären lebensgeschichtlichen Folgen führt, und wo man nach einem Scheitern sicher nicht sicheren Boden vorfindet, wenn man zurückkehrt. In den kleinbürgerlichen Mittelschichten wird man dagegen möglicherweise prekäre Delegations-Situation sicher oft vorfinden (vgl. Bourdieu 1974: 186), aber man sollte untere Schichten und Mittelschichten nicht in einen Topf werfen, und man muss gelingende Normalformen des Aufstiegs von prekären Delegations-Konstellationen unterscheiden. Es ließe sich die möglicherweise interessante These vertreten, dass nun in den unteren Schichten und nicht in den oberen Schichten von den Eltern angesonnen wird, im Mobilitätskampf weit noch oben zu kommen. Bei der weiteren Ausformulierung dieser These könnte jedoch ein Blick auf die zuvor abgedruckte Mobilitätstabelle instruktiv sein: Von den Söhnen von Unqualifizierten schaffen knapp 15 Prozent den Aufstieg in die Kategorien freie akademische Berufe, angestellte Akademiker oder Selbständige, und knapp 40 Prozent verbleiben in den Kategorien Unqualifizierte oder qualifizierter Arbeiter (bei den Nachkommen der qualifizierten Arbeiter und der qualifizierten Angestellten sieht die Sachlage in etwa genauso aus). Und zwischen 45 bis 48 Prozent gelingt der Aufstieg in die Kategorien qualifizierte Angestellte und intermediäre Berufe, aber dies sind leichte Aufstiege. Der Kollektivwunsch, dass die Nachkommen ‚es besser haben sollen‘ mag vorhanden sein, aber er führt m. E. nicht weit weg vom Herkunftsmilieu.

rigkeit zur Herkunftsgruppe nicht zu verlieren. Was so entsteht, ist ein möglichst lange hinausgezögerter Abstieg.

Dem stetigen Hinausschieben sind jedoch zwei Grenzen gesetzt: Der Hang zum nicht durch die Fähigkeiten abgesicherten ‚Schritt nach vorne‘ entfaltet sich nicht ungehindert, da die universalistisch-leistungsorientierten Ausschlussregeln der Bildungs- und Berufswelt intervenierend eingreifen, und entsprechende ‚Schritte zurück‘ abnötigen. Nichtversetzung in die nächsthöhere Klasse, Schulausschluss und abgelehnte Bewerbungsschreiben sind die gängigsten Einspruchsmittel, die den Lebensverlauf dieses Typus zu einem Wechsel von nicht gedeckten Schritten vor, und institutionell erzwungenen Schritten zurück werden lassen.

Eine noch gravierendere Einschränkung der ungebremsten Entfaltung des hochstapelnden Verhaltensmusters wird deutlich, wenn die immer breiter werdende Kluft zwischen realer Befähigung und steigendem Anspruchsniveau berücksichtigt wird, die sich im Verlauf des möglichst lange hinausgezögerten Abstiegs entwickelt. Da nur die Angst vor dem Verlust der Zugehörigkeit zum Herkunftsmilieu handlungssteuernd ist, gewinnt der weitere Verbleib in der akademischen Statuspassage für diesen Typus immer mehr Züge eines erfolglosen ‚Nur-so-tun-als-ob-man-Akademiker-ist.‘ Ähnlich einem Schüler, bei dem gelegentliches Krankwerden wegen bevorstehender Klausuren schnell in die Dauerabwesenheit münden kann, da sich vor ihm ein nicht mehr bewältigbarer Berg nachzuholender Klausuren und des versäumten Regelpensums der Fehltag auftürmt, kumulieren bei unserem Typus schließlich die Schwierigkeiten, auf der Leistungsebene den Anschluss zu halten. Die Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe wird schließlich lediglich durch passiven Verbleib in der akademischen Statuspassage gesichert. Im Modus des So-tun-als-ob bleibt nur die illusorische Hoffnung übrig, dass es einen schon nicht erwischen wird. Parallel zum definitiv erfolgreichen Eintritt der Altersgleichen ins Berufsleben, wenngleich leicht phasenverschoben zum Ausbruch kommend, ist schließlich der lebenskritische Endpunkt des hochstapelnden Verhaltensmusters erreicht. Wenn der möglichst lange hinausgezögerte Abstieg an dieser kritischen Wende angelangt ist, folgt ein abrupter tiefer Fall, der diesen Typus endgültig aus seiner Herkunftsgruppe hinauskatapultiert. Zwar ermöglicht die Zuspitzung der Situation eine Neuorientierung, da nun eine realitätsgerechte Einschätzung bestehender beruflicher Chancen mit einem Neubeginn auf tieferem Niveau möglich ist. Doch all dies erfolgt in einer Situation der strukturellen Isolation von den einst herkunftsaffinen Gleichaltrigenbeziehungen, und mit wenig Aussicht auf das Knüpfen von tragfähigen Sozialbeziehungen zu jenen Personen, zu denen er nun abgestiegen ist.

In dem Maße, wie der Verbleib in der akademischen Statuspassage nur noch Züge eines hilflosen ‚so-tun-als-ob‘ annimmt, wird dem Herkunftsmilieu ausgewichen, d.h. der Kontakt mit den Eltern und den Gleichaltrigen mit einem ähnlichen Herkunftsstatus wird gemieden, und dort, wo er stattfindet, nimmt er strategisch-instrumentelle, täuschende Züge an. Obwohl zu Beginn die Angst, die Zugehörigkeit zur Herkunftsgruppe zu verlieren, die hochstapelnde Verhaltenstendenz überhaupt erst in Gang gesetzt hat, verkehrt sich das Festhalten an diesem Verhaltensmuster nun in das Gegenteil: Isolation. Parallel zu der

manifest dem Selbstschutz dienenden Absonderung verändert sich nun auch der Charakter der Beziehungen. Wo früher möglicherweise noch genuine Bindungen und tragfähige Sozialbeziehungen vorlagen, entstehen nun von Täuschungsmanövern getragene Beziehungsmuster, wobei die übrigen Außenbeziehungen immer mehr zum ephemeren Kontakt geraten. Der weitere Lebensweg reichert sich immer mehr mit täuschenden Verhaltenszügen an, die nun insgesamt zu verbergen suchen, dass er auch in den Augen der Gesellschaft ein ‚Gescheiterter‘ ist. Am Schluss ist dann nicht mehr nur die Angst vor dem Verlust der Zugehörigkeit zum Herkunftsmilieu handlungssteuernd, sondern es kommt mit wachsender Selbstisolation eine Abwehr von der Angst hinzu, milieuunabhängig als ‚Gescheiterter‘ stigmatisiert zu werden.

Soweit die Typenkonstruktion zu diesem Fall. Ich möchte sie nur kursorisch belegen, um wenigstens die Familiensituation detaillierter besprechen zu können: Das Lebensverlaufsmuster des lange hinausgezögerten Abstiegs wurde als Abfolge von mehreren, nicht durch die Fähigkeiten abgesicherten Schritten-zuviel-nach-vorne und institutionell erzwungenen Schritten-zurück verstanden, bei denen die leistungsorientierten Ausschlussregeln der Schul- und Arbeitswelt intervenierend eingreifen. Gemeint ist mit solchen Schritten-zurück etwa die Nichtversetzung in die Sekunda [2], die Zwangsexmatrikulation im Alter von 27 Jahren [5], sowie die erfolglos bleibenden „achtzig Bewerbungen“ für eine Fotografenlehre [7]. Angesichts des schlechten Abiturs mit „65 Punkten“ (mindestens 60 Punkte sind gefordert) [2], des erfolglosen Studienendes und mit Blick auf den späteren, wenig realistischen Wunsch, „Kameramann“ zu werden [7], wird man von einer Verhaltenstendenz sprechen können, immer einen durch die Fähigkeiten kaum gedeckten Schritt-zu-weit-nach-vorne gemacht zu haben.

Lässt sich nun sagen, dass in Familie und Herkunftsmilieu entsprechende Erwartungen an eine statusaffine Existenzfristung vorhanden waren? Robert L. gibt bereits über den Besuch des Gymnasiums an, dass dieser Schulübertritt mit Blick auf die „ganze Familie, die klassische akademische Karriere“ nahe gelegen habe [2]. In der Tat kamen vor Robert vier Brüder auf die Welt, die alleamt Akademiker geworden sind, die Mutter stammt aus einer Direktorenfamilie, und der als Chefarzt tätige Vater ist ein Lehrersohn, d.h. als Neuankömmling bzw. sozialer Aufsteiger in der akademischen Welt zu charakterisieren [1]. Diese Sachverhalte sind nun im Folgenden zu interpretieren. Über jemand, der von Schule und Arbeitsmarkt ständig zu einem ‚Schritt‘ zurück genötigt wird, kann man sagen, dass er nicht fähig ist, seine Ambitionen realitätsgerecht den objektiven Chancen anzupassen. Um diese Fähigkeit zu haben, müsste Robert in einer Familie herangewachsen sein, die beim Auftreten von Leistungsschwächen gesteigerten Wert auf konkrete Hilfestellung zu ihrer Überwindung legt, und die im Falle nicht überwindbarer Schwierigkeiten die Konsequenzen gezogen hätte. Nun ist der Vater von Robert zwar jemand, der dem Sohn ständig Vorhaltungen über dessen mangelnde Leistungen macht, das Problem scheint hier aber zu sein, dass er offenbar als Lehrersohn und Aufsteiger zu einem Virtuosenverständnis eines Gymnasialbesuchs neigt, denn dieser „muss (..) eine Berufung sein, nicht halbe Sachen“, und dass den vernichtenden Urteilen über die Leistungen von Robert, dass das „nichts“ sei, weder eine konkrete Hilfestellung noch konsequenzenlastiges Handeln folgt [3]. Die Leistungsschwächen des Soh-

nes werden als eine Art „Charakterschwäche“ betrachtet, mit ihnen wird dauerhaft gerechnet, anstatt dass ihnen mit konsequenzenlastigem Handeln begegnet wird, wie etwa zuvor bei dem Aussteiger Klaus L., dem kurz vor dem Abitur von den Eltern ein Schulabgang in Aussicht gestellt wurde, als seine Leistungen unter ein bestimmtes Niveau sanken [vgl. dort 3]. Zudem wird nach der Devise verfahren, dass wenn einmal die „Katastrophen“ schlechter Zeugnisse eingetreten sind, und die väterlichen Vorhaltungen überstanden sind, das es danach „gegessen“ und vergessen ist, und man so fortfahren kann. Vordergründig hat Robert einen auf gute Schulleistungen großen Wert legenden Vater, das Prozedere des Umgangs mit entsprechenden Leistungsschwächen des Sohnes zeigt aber, dass die Vorhaltungen des Vaters folgenlos sind und dass keine Konsequenzen wie etwa ein Schulabgang angedroht oder realisiert werden. Auch wenn ständig von den Nichtleistungen des Sohnes die Rede ist, bleibt Robert letztlich von Leistungsanforderungen und den mit ihnen verbundenen Folgen unbehelligt; parallel zu dem „häufigsten Kommentar: *Das nützt doch eh nichts*“, kann man sich nach der Maxime einrichten: „*Wenn es fertig ist, dann ist es fertig, und dann wird weitergeschaut*“ [3].

Richtet man nun den Blick auf die Erziehungshaltung der Mutter, dann sieht man zwar, dass sie es als Direktorentochter offenbar gelassener nimmt als der zu seiner Herkunft und seinem leistungsintensiven Aufstieg keine Distanz findende Vater, denn sie ist die „Offene“ in der Familie. Aber offenbar kann sie gegenüber der wenig hilfreichen und keine positiven Effekte hervorbringenden, resignativ-negativistischen Erziehungshaltung des Ehemanns nur den ebenso folgenlosen Gegenpart spielen, da Robert über sie sagt, dass bei ihr „(grundsätzlich) *alles gut ist, wenn es sich bewegt*“ [3]. D.h. aber, dass bei ihr Leistung und Nichtleistung sozusagen denselben Wert haben, und mit diesem nachgiebig-gewährenden Erziehungsstil, den Robert zudem zum „ablöschen“ findet, kommt sie den konkreten Problemen der Leistungserbringung bei Robert nicht wirklich bei. Die Mutter spielte also wie ein Feuerwehrmann nur den Gegenpart zum negativistischen Vater, und zudem reklamiert Robert für das gesamte Familienklima, dass über Probleme „*schlicht nicht geredet*“ wurde, was auch die Brüder unterschreiben würden [3].

Als dritte kompensierende Erziehungsinstanz für Robert kämen schließlich noch die vier Brüder in Frage, denn es lässt sich immerhin sagen, dass man über Geschwisterbeziehungen in der Regel naturwüchsig in eine ebenso basale wie vitale Leistungskonkurrenz eingebunden ist. Die Kinderkonfiguration der Familie L. hat aber die Besonderheit, dass die ersten vier Brüder in rascher Folge auf die Welt kamen – nämlich 1958, 1959, 1961 und 1962 –, während Robert erst 1968 geboren wurde. Nun binden geringe Altersabstände stärker als große Differenzen; sind es sechs oder mehr Jahre, dann werden in der Regel „keine vollen Geschwister“ (Toman 1987: 39) mehr aus ihnen. Da die Altersabstände zu den Brüdern sechs und mehr Jahre betragen, liegt der Schluss nahe, dass Robert aufgrund des großen Altersabstandes kaum in eine vitale Leistungskonkurrenz der Geschwister eingebunden war. Der vor Robert geborene Block der vier akademisch reüssierenden Brüder war zwar für ihn in der Berufsorientierung offenbar bindend, doch hinsichtlich des Altersabstandes muss davon ausgegangen werden, dass Robert in der Familie isoliert und randständig herangewachsen ist.

Bei allen drei möglichen Instanzen der familiären Sozialisation, die wir sukzessive betrachtet haben, finden wir keine Anhaltspunkte dafür, dass Robert dergestalt mit Leistungsanforderungen konfrontiert wurde, dass ihm beigebracht worden wäre, dass mit der Leistungserbringung vollzogene Handlungen irreversible, selektive Folgen zeitigen. Sollte diese Diagnose zutreffend sein, dann öffnet sich mit der Erörterung der Familienkonstellation ein Fenster, das ein Licht auf die späteren Probleme Roberts wirft, sich in den Institutionen der Ausbildungs- und Arbeitswelt so zu bewegen, als ob sich keine Selektionen nach Maßgabe der erbrachten Leistung vollziehen, und als ob alles möglich zu sein scheint. Demnach besteht ein Passungsverhältnis zwischen der von Robert L. erlebten Erziehung und seiner hochstaplerischen Verhaltenstendenz, die reale Befähigung bei der Inangriffnahme künftiger Schritte nicht in Rechnung zu stellen.

Im Vergleich mit dem Hin- und Herpendeln zwischen den Milieus, für das sich mühelos eine ähnlich gelagerte Fallvariante finden lässt (vgl. *Fall Nr. 08* in Schmeiser 2004) und dem Typus des Aussteigers, dessen Muster am häufigsten realisiert wird (vgl. Schmeiser 2003: 97 Fußnote und 191ff.), wird das Muster des lange hinausgezögerten Abstiegs mit hochstapelnder, Zugehörigkeit vortäuschender Verhaltenstendenz im gesamten vorliegenden Fallmaterial nur noch einmal in Ansätzen verwirklicht (vgl. Schmeiser 2003: 178ff.). Diese Fast-Singularität könnte ein Hinweis darauf sein, dass man es mit einem ‚pathologischen‘ Fall zu tun hat. Soweit man jedoch berücksichtigt, dass auch für die zwei erstgenannten Typen eine verzerrte Sicht auf die Mitwelt konstitutiv ist, und deren Lebensgeschichten nicht minder nachvollziehbar und verstehbar sind als die gerade vorgestellte Analyse des Falls Robert, steht die hier nicht zu beantwortende Frage im Raum, ab wann jenseits des Kriteriums der Singularität sinnvollerweise von einem ‚pathologischen‘ Fall gesprochen werden sollte. In allen drei Fällen ist eine sozial induzierte „cross pressure“-Situation der Ausgangspunkt der Betrachtung. Ein hoher sozio-ökonomischer Herkunftsstatus baut einen Erwartungsdruck akademischer Statusreproduktion auf, während die Leistungsbeurteilungen der Bildungsinstitutionen in gegenläufiger Richtung wirken, und eine tiefere soziale Positionierung nahe legen. Und in allen drei Fällen hat die Analyse der Familienkonstellationen aufhellen können, welcher Weg letzten Endes eingeschlagen wird, mit dieser Spannungssituation umzugehen.

7 Schluss

Da bei allen drei Fällen der gerade vorgestellten Typologie Bewährungsprobleme in schulischen Kontexten eine Rolle spielen, bestätigt sich zunächst die These vom Reproduktionsdilemma der Akademikerfamilien, die davon ausgeht, dass diese Nachkommen im Vergleich zu Abkömmlingen anderer Herkunftsgruppen im Falle eines angestrebten Statuserhalts der Selektionsmacht der Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen am längsten ausgesetzt sind. Abstiege sind hier deshalb zu erwarten, da die langwierigen Ausbildungsprozeduren für die akademischen Berufe entsprechend leistungsintensiv ausgestaltet sind. Darüber hinaus wird je-

doch auch die bei der Diskussion der Existenz von Mobilitätsbarrieren formulierte These bestätigt, dass die Erwartung an einen sozialen Stuserhalt im akademischen Herkunftsmilieu sehr groß und ein Abstieg nahezu nicht erlaubt ist. Alle drei Typen waren dem entgegengesetzten Druck von hohem sozio-ökonomischen Herkunftsstatus und mangelnder schulischer Befähigung ausgesetzt, und sie haben sich an den in der Familie verankerten, milieutypischen Erwartungen an eine statusaffine Existenzfristung über Jahre und Jahrzehnte hinweg abgearbeitet. Und obwohl alle der untersuchten Fälle Probleme hatten, in Bildungs- und Ausbildungskontexten erfolgreich zu sein, führten schlechte Zeugnisse, eine Nichtversetzung in die nächste Klasse oder die Verweigerung der Aufnahme in das Gymnasium nicht einfach dazu, dass sich die Lebensverläufe konform zur Selektionspraxis der schulischen Institutionen entwickelten. Bei den drei Verlaufstypen wird vielmehr deutlich, dass die Lebensverläufe gleichzeitig auch in gegenläufiger Richtung von den Erwartungen der Herkunftsfamilien beeinflusst wurden, eine statusaffine Berufsposition zu erlangen. Gerade diese Lebensverläufe belegen eindrücklich, wie resistent familiäre, milieutypische Stuserwartungen gegenüber schulischen Zurückstufungen bleiben können: Im dritten Typus wird die Existenz eines milieutypischen ‚Abstiegsverbots‘ als fortgesetztes Verdrängen sichtbar, da nicht sein kann, was nicht sein darf. Entsprechend gravierende Konsequenzen für die weitere Existenzfristung kumulieren dann schließlich am kritischen Endpunkt des möglichst lange hinausgezögerten Abstiegs, da der nachfolgende tiefe Fall den Typus endgültig aus der Herkunftsgruppe und den übrigen Außenbeziehungen hinauskatapultiert. Dass eigentlich kein Abstieg erlaubt ist, wird auch im Lebensverlauf des erstens Typus deutlich, da der Lebensverlauf durch die immer wieder erneute Inangriffnahme von aufsteigenden Schritten bestimmt wird, um die Abstiegsbewegung aufzuhalten und zu verzögern. Dies gelingt jedoch nur begrenzt, so dass sich ein in die Marginalität führendes Hin- und Herpendeln zwischen Herkunfts- und Abstiegsmilieu verfestigt. Und schließlich ist auch im zweiten Typus des Aussteigers das Drama des ‚missratenen‘ Sohnes nachweisbar. Hier machen es die anhaltenden Schulschwierigkeiten notwendig, zum Schutz des Selbstwertgefühls eine Haltung der inneren Distanz zu den elterlichen und ‚gesellschaftlichen‘ Mobilitätserwartungen aufzubauen, was dann eine ideologische Selbstausbürgerung nach sich zieht, um das frühe Ausscheren aus der akademischen Normalbiographie und den Sprung ins alternative Leben zu bewerkstelligen. Die manifeste Generalabsage an Karriere, Konsumkultur und hohen Lebensstandard ist hier latent durch einen leistungsbezogenen Bewährungsanspruch konterkariert, da der alternative Lebensentwurf wie selbstverständlich in die berufliche Selbständigkeit mit entsprechender Erfolgsorientierung führt. Die Selbstverortung im alternativen Milieu mit der Generalabsage an Karriere und Konsumkultur und die damit verbundene Umbenennung vom Landwirt zum Bio-Bauern erlauben es bei diesem Typus, statt von *Verdrängung* oder *Verzögerung* bei den anderen beiden Typen von einer wertorientierten Umdefinition bzw. *Verleugnung* des Abstiegs zu sprechen.

Da familiäre Stuserwartungen gegenüber schulischen Zurückstufungen resistent bleiben können, hätten Folgeuntersuchungen die verschiedenen Formen geringer schulischer Befähigung typologisch zu differenzieren und ihre Einflüsse auf den späteren Lebensverlauf genauer zu bestimmen. Durch einen

Vergleich verschiedener Herkunftsgruppen wäre abzuklären, in welchen Sozialmilieus sich berufsbiographische Ambitionen in Einklang mit der Selektionspraxis der Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen entwickeln, und in welchen Herkunftsgruppen selbst anhaltende schulische Misserfolge nicht dazu führen, dass sich die Lebensplanung realitätsgerecht den objektiven Positionierungschancen anpasst.

Das Fallmaterial bietet zunächst wenig Anhaltspunkte dafür, dass man es einfach mit den ‚weniger begabten und motivierten Kindern‘ zu tun hat, wenn man an den ersten oder zweiten Typus denkt, bei denen ja dann durchaus zu einem späteren Zeitpunkt die Erlangung des Abiturs oder der Abschluss eines Studiums möglich sind. Ferner spricht die dynamische Entwicklung der Lebensverläufe auch gegen die These, Abstieg sei (zumal in kinderreichen Familien) einfach Ausdruck einer „*regression to the mean*.“ Das Argument einer statistischen Tendenz zur Mitte, nachdem es nicht weiter überraschend ist, wenn eines von mehreren Kindern den Statuserhalt nicht schaffen wird, bleibt den geschilderten Dramen der ‚missratenen‘ Söhne vollständig äußerlich. Würde man die Analyse der Schulschwierigkeiten durch eine Folgeuntersuchung der Familiendynamik ergänzen, dann hätte man darauf zu achten, die ganze Familie unter Einbezug der Lebensverläufe der Geschwister zu analysieren. Wie schon der Blick auf die vorgestellten Fälle zeigt, sind meistens nicht alle Geschwister vom Abstieg betroffen, und es sind dann verschiedene Konstellationen denkbar. Bei der vorgestellten Typologie stellt sich der Zusammenhang von Lebensverlaufsform und Familienkonstellation wie folgt dar: Für den lange hinausgezögerten Abstieg (dritter Typus) ist die Position des Letztgeborenen bzw. eine ausgeprägte Randständigkeit konstitutiv. Ein isoliertes Heranwachsen auf Grund eines hohen Altersabstandes erschwert die Einbindung in eine vitale Leistungskonkurrenz zwischen den Geschwistern, womit das durch Realitätsausblendung bestimmte Hinauszögern des Abstiegs erleichtert wird. Für den ersten, immer wieder den Anschluss an das Herkunftsmilieu suchenden Typus ist eine starke Verhaftung im Herkunftsmilieu grundlegend, was der Stellung des erstgeborenen Sohnes entspricht, der konventionell die Last der Nachfolgeerwartung zu tragen hat bzw. sich am schwersten von Statusreproduktionserwartungen distanzieren kann. Für den zweiten Typus des Aussteigers ist die mittlere Position in der Geschwisterreihe der idealtypische Ort. Da es hier auf einen nicht so ankommt und man sich leicht übergangen fühlen kann, liegen optimale Distanzierungsmöglichkeiten vom Herkunftsmilieu vor. Die mittlere Position begünstigt einen Bruch mit dem Herkunftsmilieu (vgl. zu einer gesonderten Ausarbeitung des Zusammenhangs von Lebensverlaufsmuster und Geschwisterposition mit weiteren Referenzfällen Schmeiser 2004, für die im gesamten Manuskript fehlende Analyse der Töchter Schmeiser 2003: 173-221).

Weitere Folgeuntersuchungen hätten sich sodann mit der Abstiegsproblematik in großbürgerlichen Familien bzw. Familienkonstellationen zu beschäftigen, in denen ein äußerst erfolgreicher Vater eine herausragende Berufsposition innehat, so dass die Erlangung einer statusaffinen Position für den Sohn ein schlechterdings unmögliches Unternehmen wird. Zum letztgenannten Problem hat Schallberger (2003) die interessante Fallstudie des Sohnes eines renommierten Professors vorgelegt, der ohne Abitur und Studium als Unternehmens-

gründer von IT-Dienstleistungen außerhalb des akademischen Feldes Orte und Objekte einer gesteigerten Bewährung sucht und findet. Und last but not least müsste dem gegenwärtigen Lieblingsbegriff der Soziologie, dem Generationenbegriff, ein genuiner Stellenwert eingeräumt werden. Dies würde voraussetzen, explizit auf strukturelle Wandlungen und gesellschaftliche Entwicklungen einzugehen, die die Situation der Elterngeneration von der untersuchten heranwachsenden Generation unterscheiden. Lediglich zu sagen, die Elterngeneration habe geringe Studienchancen aber große Karrierechancen gehabt, und bei der Kindergeneration sei dies genau umgekehrt, ist pauschal. Gefordert wäre gerade nicht Globaldiagnose und Panoramablick auf alle möglichen Herkunftsgruppen, sondern man müsste für jede akademische Herkunftsgruppe zuerst einmal konkrete Transmissions- und Transformationsprofile erstellen, und die Reproduktionstypik der jeweiligen Gruppe und ihren historischen Wandel abklären.

Gängige Zeitdiagnosen gehen von einem abnehmenden Selektionsdruck von Traditionen aus, davon, dass die Individuen aus traditionell festgeschriebenen Lebenszusammenhängen freigesetzt sind, und dass ihnen eine nach Belieben veränderbare und gestaltbare Biographie offen steht (vgl. zusammenfassend dazu Honegger/Schallberger/Bühler 2002: 21ff.). In neueren Identitätstheorien wird behauptet, dass unter den Bedingungen einer objektiven Pluralisierung der Verhältnisse das Leben der Subjekte selbst ein ‚Leben im Plural‘ werden muss, und dass moderne, individualisierte Menschen eine ‚Bastelexistenz‘ führen, wenn nicht gar die ‚Multiphrenie‘ schon als normale Struktur der Persönlichkeit begriffen wird (vgl. Straub 2000). Enttraditionalisierung, Individualisierung und Flexibilisierung haben hier dazu geführt, dass vorgespurte Lebensläufe im Verschwinden begriffen sind, und dass die Zugehörigkeit zu einem Herkunftsmilieu ihre Bindungs- und Prägekraft weitgehend verloren hat. In den vorgelegten Fallanalysen lassen sich keine Anhaltspunkte für derartig sozial und mental ‚entwurzelt‘ oder ‚im Freien stehende‘ Individuen finden, von einer Verflüssigung und Auflösung milieutypisch vorgespurter Lebensläufe und entsprechender Verhaltenserwartungen wird man selbst im Falle eines Abstiegs schwerlich ausgehen können. Die Fallanalysen belegen hinreichend deutlich, wie verfehlt es wäre, sich solche zeitdiagnostischen Problematisierungen eines Umbruchs der Identitätsbildung eigen zu machen.

Literatur

- Berger, Peter A. (1996): Individualisierung: Statusunsicherheit und Erfahrungsvielfalt. Opladen
- Biblarz, Timothy J.; Raftery, Adrian E. (1993): The Effects of Family Disruption on Social Mobility. In: *American Sociological Review*, 58: 97-109
- Blau, Peter M.; Duncan, Otis D. (1967): *The American Occupational Structure*. New York, London, Sydney
- Bohler, Karl Friedrich (1994): Der Interpretationsansatz der objektiven Hermeneutik in der qualitativen Biographieforschung und die Rekonstruktion der objektiven Daten. In: Gerd Vonderach (Hg.): *Qualitative Biographieforschung am Fallbeispiel eines beruflichen Rehabilitanden*. Bamberg: 5-22.

- Bornscher, Volker (1991): Zum Problem der sozialen Ungleichheit. Mit einem forschungsgeschichtlichen Abriss. In: Ders. (Hg.): *Das Ende der sozialen Schichtung?* Zürich: 9-33
- Bourdieu, Pierre (1974): Klassenschicksal, individuelles Handeln und das Gesetz der Wahrscheinlichkeit. In: Bourdieu, Pierre et al.: *Titel und Stelle: Über die Reproduktion sozialer Macht.* Frankfurt/M. 1981: 169-226
- Bourdieu, Pierre (1979): *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Frankfurt/M. 1987
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital. In: Ders.: *Die verborgenen Mechanismen der Macht.* Schriften zu Politik und Kultur 1. Hamburg 1992: 49-79
- Bourdieu, Pierre; Boltanski, Luc; Saint Martin, Monique de (1973): Kapital und Bildungskapital. Reproduktionsstrategien im sozialen Wandel. In: Bourdieu, Pierre et al.: *Titel und Stelle: Über die Reproduktion sozialer Macht.* Frankfurt/M. 1981: 23-87
- Bourdieu, Pierre; Passeron, Jean-Claude (1964): *Bildungsprivileg und Bildungschancen.* In: Dies.: *Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs.* Stuttgart 1971: 19-91
- Buchmann, Marlis; König, Markus; Li, Jiang Hong (1996): *Berufliche Aufstiegschancen und Abstiegsrisiken im Wandel.* Bern
- Doehlemann, Martin (1996): *Absteiger. Die Kunst des Verlierens.* Frankfurt/M.
- Ehrenreich, Barbara (1989): *Angst vor dem Absturz: Das Dilemma der Mittelklasse.* Reinbek bei Hamburg 1994
- Fend, Helmut (1997): *Der Umgang mit Schule in der Adoleszenz: Aufbau und Verlust von Lernmotivation, Selbstachtung und Empathie. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne Band IV.* Bern/Göttingen/Toronto/Seattle
- Ganzeboom, Harry B. G.; Treiman, Donald J.; Ultee, Wout C. (1991): Comparative Intergenerational Stratification Research: Three Generations and Beyond. In: *Annual Review of Sociology*, 1: 277-302
- Girod, Roger (avec une groupe de recherche) (1977): *Inégalité – Inégalités. Analyse de la mobilité sociale.* Paris
- Herz, Thomas A. (1983): *Klassen, Schichten, Mobilität.* Stuttgart
- Honegger, Claudia; Schallberger, Peter-Sepp; Bühler, Caroline (2002): *Die Zukunft im Alltagsdenken. Szenarien aus der Schweiz.* Konstanz
- Hopf, Wulf (1992): *Ausbildung und Statuswerb. Theoretische Erklärungen und Ergebnisse der Sozialforschung.* Frankfurt/M., New York
- Hradil, Stefan (1999): *Soziale Ungleichheit in Deutschland.* Opladen (7. Aufl.)
- Jaspers, Karl (1913): *Allgemeine Psychopathologie.* Berlin, Heidelberg, New York 1965 (8., unveränderte Aufl.)
- Joye, Dominique; Schuler, Martin; Meier, Urs (1996): *Eidgenössische Volkszählung 1990: Sozialstruktur der Schweiz. Sozio-professionelle Kategorien.* Bern (2. Aufl.)
- Klein, Thomas (1987): *Sozialer Abstieg und Verarmung von Familien durch Arbeitslosigkeit.* Frankfurt/M., New York
- Levy, René; Joye, Dominique; Guye, Olivier; Kaufmann Vincent (1997a): *Tous égaux? De la stratification aux représentations.* Zürich
- Levy, René; Joye, Dominique; Kaufmann Vincent (1997b): *Changement structurel et mobilité sociale en Suisse.* In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 23(1997): 463-490
- Mayer, Karl-Ulrich (1975): *Soziale Mobilität.* In: Erhard R. Wiehn: *Soziale Schichtung und Mobilität: Eine kritische Einführung.* München: 122-186
- Mayer, Karl-Ulrich (1977a): *Soziale Ungleichheit und Mobilität. Ansätze zu einem System sozialer Indikatoren.* In: Zapf, Wolfgang (Hg.): *Lebensbedingungen in der Bundesrepublik: Sozialer Wandel und Wohlfahrtsentwicklung.* Frankfurt/M.: 149-208

- Mayer, Karl-Ulrich (1977b): Ungleiche Chancen und Klassenbildung. In: *Soziale Welt*, 28: 466-493.
- Mayer, Karl-Ulrich (1987): Lebenslaufforschung. In: Voges, Wolfgang (Hrsg.): *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*. Opladen: 51-73
- Mayer, Karl-Ulrich (Hg.) (1990): *Lebensverläufe und sozialer Wandel*. Sonderheft Nr. 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen
- Müller, Hans-Peter (1992): *Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit*. Frankfurt/M.
- Newman, Katharine S. (1999): *Falling from Grace. Downward Mobility in the Age of Affluence*. Berkeley/Los Angeles/London
- Park, Robert E. (1928): *Human migration and the marginal man*. In: Ders.: *Race and Culture*. New York, London 1964: 345-356
- Parsons, Talcott (1959): Die Schulklassen als soziales System: Einige ihrer Funktionen in der amerikanischen Gesellschaft. In: Ders.: *Sozialstruktur und Persönlichkeit*. Frankfurt/M. 1977: 161-193
- Schallberger, Peter (2003): Unternehmensgründung als subversiver Akt. Eine Fallrekonstruktion. In: *Institut für Sozialforschung – Mitteilungen*, Heft 15: 91-122
- Schmeiser, Martin (1996): Deutsche Universitätsprofessoren mit bildungsferner Herkunft. In: *Jahrbuch für Historische Bildungsforschung*, 3: 135-184.
- Schmeiser, Martin (2003): „Missratene“ Söhne und Töchter: Verlaufsformen des sozialen Abstiegs in Akademikerfamilien. Konstanz
- Schultheis, Franz (mit einer Forschergruppe) (1996): Repräsentationen des sozialen Raums im interkulturellen Vergleich. Zur Kritik der soziologischen Urteilskraft. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 6: 43-68
- Singly, François de (1994): *Die Familie der Moderne. Eine soziologische Einführung*. Konstanz
- Straub, Jürgen (2000): Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die ‚post-moderne‘ armchair psychology. In: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 1: 167-194
- Strauss, Anselm L. (1971): *The Contexts of Social Mobility. Ideology and Theory*. Chicago
- Streeck, Ulrich (1981): Zwischen Drinnen und Draußen: Zur doppelten Orientierung sozialer Aufsteiger. In: *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse*, 27: 25-44
- Weber, Max (1904): Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Hrg. von J. Winckelmann. Tübingen 1988 (7. Aufl.): 146-214
- Weber, Max (1922): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Besorgt von J. Winckelmann. Tübingen 1976 (5. Aufl.)
- Wilensky, Harold L.; Edwards, Hugh (1959): The Skidder: Ideological Adjustments of Downward Mobile Workers. In: *American Sociological Review*, 24: 215-231